H.
160
5

von Halden

N. 3666.

[Verf.: Rudolph Zacharias Becker]

Noth- und Hülfsbüchlein für Bürgers- und Bauersleute.

Worinn für beyde Stände sehr viel Lehrreiches, den Charakter Bildendes, und für die Land- und Hauswirthschaft Ersprießliches zu finden.

Fünfter Band.

Mit Figuren.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Grätz,
bey Franz Xaver Miller, 1800.

Inhalt der Materien.

Seite

I. Einleitung. 1

Erster Sonntag.

II. Herr Pfarrkaplan Treumann führt Alten und Jungen durch lehrreiche Beyspiele Religion und Tugend zu Gemüthe. 6

III. Der Schulmeister Lehreviel erzählt der Jugend erbauliche Geschichten. 14

IV. Herr Pfarrkaplan Treumann zeigt endlich den Anwesenden, daß alles durch Gottes weisen Rathschluß, in der Natur unaufhörend zusammen hänge, daß Ackerbau und Kleidung der Menschen in den weisen Plan der Vorsehung gehören, und schließt die Sonntagsversammlung mit einem Liede an Gott. 25

Zweyte Zusammenkunft.

V. Herr Pflegskommissär Justus theilt bewährte Hülfsmittel wider verschiedene Krankheiten und Mängel der Menschen mit.

A. Ein herrliches blutstillendes Mittel. . . 39
B. Mittel wider Zahnschmerzen. 40
C. Mittel wider Kopfschmerzen. . . . . . —
D. Mittel wider Augenentzündungen. . . —
E. Mittel wider Gicht und Podagra. . . 41
F. Mittel die Leberflecke zu vertreiben. . . —
G. Ein sehr gutes Mittel zur Vertreibung der Hühneraugen und Warzen. 42
H. Verschiedene Hausmittel aus dem Pflanzenreiche. 43

Dritte Zusammenkunft.

VI. Der Herr Gerichtsverwalter Hülfgern theilt nunmehr der Versammlung von der Agrikultur, Küchen- Obst- und Blumengärtnerey, theils seinen eigenen, theils die wohlgeprüften und bewährten Erfahrungen anderer klugen Männer mit.

A. Verschiedene erprobte Mittel zur Ausrottung der Kornwürmer. 51
B. Wie kann man die Saamen fremder Gewächse am sichersten zum Keimen bringen? . 58
C. Von Verfeinerung des Hanfs. . . . 59
D. Auf Erfahrung gegründete Anweisung guten Kalkdünger zu verfertigen. 60
E. Ueber das Versetzen junger Obstbäume. . 62

F.

Seite

F. Von dem Nutzen, welchen Landleute von den Brennnesseln ziehen können. 66

G. Mittel wider Faulung und Vertrocknung des Stengels (Stiels) bey den Levkojen, dem Blumenkohl und andern Pflanzen. . 69

H. Weintrauben in kalten Gegenden und nassen Herbsten zur Reife zu bringen . . . 71

I. Spargel mit wenig Kosten zu ziehen. . . 72

K. Klugheitsregeln beym Saameneinkauf. . . 76

L. Mittel wider die an den Kohlpflanzen befindlichen Kröpfe an der Wurzel. . . . 73

M. Ein paar wichtige Anmerkungen über die künstliche Obstgärtnerey. 79

N. Eine ganz neue Art Champignons (Schwämme) zu erziehen. 82

O. Ein ganz neues und sicheres Mittel die furchtbaren Maykäfer und ihre Larven auszurotten. 89

P. Die wirksamsten und besten Mittel, die Insekten zu vertilgen, welche in Gewächshäusern, Mistbeeten und Gärten die größten Zerstörungen anrichten. 90

Q. Von der Kunst Ananas im Wasser zu erziehen. 94

R. Erprobtes Mittel, die im Frühjahr gesäeten Pflanzen wider die Erdflöhe zu schützen. —

S. Von Erbauung der Pflanzenseide. . . 95

T. Von den Raub- und Heerbienen, und einem sichern Verwahrungsmittel gegen dieselben. 98

Zweyter Sonntag.

VII. Herr Pfarrkaplan Treumann führt nach gehaltener Kinderlehre Eltern und Kinder spazieren, und erzählt ihnen sehr viel schöne Sachen. 108

VIII. Der Schulmeister Lehreviel erzählt Jungen und Alten eine merkwürdige Geschichte, und ermahnet sie zum Gehorsam gegen ihre Obrigkeit. 128

Vierte Zusammenkunft.

IX. Der Rademacher Künstlich theilt der Versammlung seine in fremden Ländern gemachte Erfahrungen mit. 140

Diese Erfahrungen enthalten folgende Gegenstände:

1. Fehler, die beym Bauen vorgehen, zu verbessern, mit einer Figur. 141
2. Vortrefliches Mittel bey Feuersbrünsten. . 142
3. Eine ganz neue Methode, die Strohdächer auf dem Lande auf geraume Zeit vor dem Feuer zu schützen. 143
4. Eine ganz neue, erprobte und ökonomische Art Häuser zu bauen. 144
5. Die Mauern einer Wohnung vor der Nässe, und das Holz vor der Fäulniß zu bewahren. 147
6. Die Farben zu der Tischlerarbeit geschickt zusammen zu setzen. 152
7. Ausländische Holzarten nachzuahmen. . . 157
8. Ganz neue Art aus den Farchen (Fichten) mehr Harz zu ziehen, als gewöhnlich. . . 160
9. Wie der Landmann sich selbst allerhand Gefäße verfertigen könne. 162

Seite

10. Von dem Nutzen der Eichenblätter in der Gartenkunst. 163
11. Anweisung Holzgebäude zu bekleiden, und sie wie neu herzustellen. 194
12. Ueber den Mörtel zum Bauen. . . 166
13. Auf einem Baugerüste sich für Schaden zu hüten. 168
14. Brennende Rauchfänge sicher und bald zu löschen. 170
15. Ersparnisse und Bequemlichkeiten beym Oehlbrennen. . . . . —
16. Stahl für dem Roste zu sichern. . . 171
17. Rost und Eisenflecke auszubringen. . . 172
18. Schuhe und Stiefel dauerhaft zu erhalten. 173
19. Unächtes porzellänenes Geschirr zum Gebrauche ins Haus so zuzubereiten, daß es nicht so leicht zerbricht. 176
20. Gefäße aus Holz und Papier zu machen. 177
21. Auf Holländische Manier die Leinwand zu bleichen. 179
22. Sehr wohlfeile Betten zu verfertigen. . 181
23. Mit einem schmalen Brette, das etwas länglicht ist, vor ein breites Fenster einen Laden zu machen, mit einer Figur. . . . 182
24. Auf Indianische Art Leinwand zu drucken. 184
25. Alle Arten von Früchten vor der Fäulniß zu bewahren. 187
26. Die Wurzeln der Färberröthe vor dem Austrocknen zu bewahren. 188

Fünfte

Fünfte Zusammenkunft.

X. Landmann Emßig theilt in dieser, der Versammlung seine neuerdings gemachten Erfahrungen in der Haus- und Landwirthschaft mit.

A. Emßig liest der Gesellschaft einen Brief von seinem Bruder vor, die Landwirthschaft und den Ackerbau betreffend. . . . 191

B. Selbst gemachte Versuche bey dem Kleebau. 203

C. Von verschiedenen Arten des Viehfutters, und den Eigenschaften desselben. . . . 208

D. Getreidearten vortheilhaft mit einander zu vermischen. 210

E. Ganz neue und wohlfeile Art Heustadel zu machen, mit einer Figur. 223

F. Von einer sehr nachtheiligen Schaafkrankheit, dem Drehübel, und wie solches zu kuriren, mit einer Figur. 229

G. Aus dem gewöhnlichen inländischen Leinsaamen einen schönen langen und haltbaren Flachs zu erziehen, der an innerer Güte dem Liefländischen nichts nachgiebt. . . 240

H. Von der rechten Zeit den Dünger aufs Feld zu führen. 254

I.

Einleitung.

Von dem allgemeinen Nutzen und der guten Aufnahme dieses beliebten Volksbuches noch etwas anführen zu wollen, würde ganz vergeblich seyn. Noch täglich findet dieses ungemein unterrichtende Werk immer mehr Beyfall, immer lebhaftere Theilnahme. Aber noch lange nicht sind die Materien erschöpft, welche der Bürger- und Bauernstand — diese beydē verehrungswürdigen Classen der Menschheit, eine vollkommene Ausbildung des Verstandes und Herzens, einer wohlgeordneten Haus- und Landwirthschaft, und andern nützlichen Kenntnissen entgegenführen können. — Nein! — Hier öffnet sich noch dem Menschenfreunde ein weites Feld von moralischen Bedürfnissen, die zu befriedigen, man immer nicht genug eilen kann. — Alles dieses nun veranlaßte bey vielen Redlichen und Wißbegierigen den warmen Wunsch, daß sich doch alle die groß-

müthigen Menschenfreunde, welche bey Zusammensetzung der ersten vier Bände ihr Scherflein beygetragen, auch nunmehr dahin vereinigen möchten, alle noch übrigen, in den vorhergegangenen Bänden entweder nicht vorhandenen, oder doch nur oberflächlich und unvollständig berührten gemeinnützigen Materien zum Besten des würdigen Bürger- und Bauernstandes zu ergänzen.

Dieser gerechte Wunsch war kaum dem vortrefflichen Herrn von Mildheim zu Ohren gekommen, als sogleich die zahlreiche Gemeinde seines Rittersitzes einige Sonntag nacheinander um sich her versammelte, ihr erzählte, was er vernommen hätte, und dann den gegenwärtigen Herrn Pfarrkaplan Treumann, den Herrn Pflegskommissär Justus, den Herrn Gerichtsverwalter Hülfgern, den Schulmeister Lehreviel, den Müller Ignaz Jakob, endlich die zwey würdigen Landmänner Fleißig und Emsig und den Rademacher Künstlich freundlich ersuchte, über diesen wichtigen Gegenstand nachzudenken, und ein jeder nach seinen Kräften zur Vollständigkeit dieses interessanten Werkes das Seinige beyzutragen, wofür die ganze Gemeinde, jung und alt, mit Freudenthränen dem guten Herrn von Mildheim herzlich dankte. —

Jene erfahrnen und dienstfertigen Männer unterließen auch wirklich nicht, einige Sonntage nacheinander Nachmittags nach geendigtem Gottesdienste zusammen zu kommen, und über alle wichtigen Gegenstände zu berathschlagen, welche noch zum nützlichen Unterrichte alter und junger Leute abgehen dürften. Ja, sie begiengen auch die Klugheit und

Vor-

Vorsicht, den Hirten Wendel und andere einsichtsvolle und gescheide Männer an ihren Berathschlagungen Theil nehmen zu lassen. Und so wurde dann einmüthig beschlossen, daß ein jeder seine Kenntnisse gewissenhaft beytragen sollte.

Erstens erklärte Herr Pfarrkaplan Treumann daß er nicht nur fortfahren wolle, die Kinder beyderley Geschlechts auf Spaziergängen durch lehrreiche und rührende Geschichten zu einer redlichen und gefühlvollen Denkungsart zu stimmen, sondern er wolle sichs auch zur Pflicht machen, diese jungen Leute in die Natur zu führen, ihnen vor der Allmacht Gottes in frühen Jahren Ehrfurcht einzuflößen, sie auf jedem Spaziergange mit allerhand Gewächsen, Pflanzen, Kräutern, Thieren und Steinen bekannt zu machen, und sie vor allem Aberglauben zu warnen. —

Ueber diesen edelmüthigen Vortrag war alles voller Freuden. Ein jeder aus der Reihe der Versammelten dankte dem Herrn Pfarrkaplan mit Herz und Mund für seine biedern Gesinnungen, und für seinen Eifer und Fleiß, und der Schulmeister Lehreviel versprach, bey diesen Spaziergängen zugegen zu seyn; und die Bemühungen des Herrn Pfarrkaplans bestmöglichst zu unterstützen,

Zweytens trug der Pflegskommissär Justus vor, daß er in Zukuft alle noch übrigen Entdeckungen und Wahrnehmungen mittheilen wolle, welche verschiedene Aerzte bey Krankheiten gemacht hätten. Er erbot sich zugleich unzählige einfache, und doch bewährte Mittel aus dem Pflanzenreich

mitzutheilen, welche für die Dauer der Gesundheit, und zu Abhelfung mancherley Krankheiten dienten.

Drittens schlug der Herr Gerichtsverwalter Hülfgern vor, daß er in Zukunft als ein alter Oekonom und besonderer Gartenfreund, alle selbst gemachte Erfahrungen sowohl in der Agrikultur, als in der Küchen- und Obstgärtnerey, mittheilen wollte.

Viertens machten sich der Müller Ignaz Jakob und die beyden würdigen Landmänner Fleißig und Emsig verbindlich, zur Ergänzung der in den vorigen vier Bänden berührten Gegenstände über die Haus- und Landwirthschaft, noch alle übrigen Kenntnisse mitzutheilen, welche sie durch mannigfaltige Anwendungen erlangt hätten.

Fünftens erbat sich ein erst vor kurzer Zeit sich in Mildheim niedergelassener geschickter Rademacher Namens Künstlich, den Land- und Stadtleuten verschiedene Vortheile bekannt zu machen, deren sie sich in mancherley Geschäften bey ihren Handthierungen mit dem besten Erfolge bedienen könnten.

Sechstens trat auch noch der Hirt Wendel auf, und sagte, daß er sich in Zukunft angelegen seyn lassen wollte, zu dieser Sammlung bewährte und sichere Mittel zur Ausrottung der Garten- und Feldfrüchtefeinde und andern Ungeziefers beyzutragen, wie auch alle noch übrige selbst gesammelte Erfahrungen in der Vieharzneykunst mitzutheilen.

Nach-

Nachdem nun der Herr Pfarrkaplan Treumann mit Beyhülfe seiner Freunde und Rathgeber noch ein fünftes und sechtes Bändchen von diesem nützlichen Volksbuche verfertiget hatte, worin alles zur möglichsten Vollständigkeit gebracht worden, was in den vorhergehenden vier Bänden entweder nur flüchtig berührt, oder ganz beyzubringen vergessen worden, auch nach allen diesen Bereicherungen verschiedene noch nicht gedachte Gesundheits- und Vorsichtsregeln für Menschen und Vieh hinzugefüget hatte, die einem Land- und Stadtwirthe um so willkommener seyn müssen, je seltner der Beystand ist, den er oft in entlegenen Orten von Aerzten und Wundärzten zu erwarten hat; so überbrachte dieser würdige Seelsorger diese neue Beyträge dem wohlthätigen Herrn von Mildheim, welcher sie sogleich zum Druck beförderte.

Erster Sonntag.

II.

Herr Pfarrkaplan Treumann führt Alten und Jungen durch lehrreiche Beyspiele, Religion und Tugend zu Gemüthe.

Kaum war der nächstkommende Sonntag eingebrochen, als sich alles nach Mildheim drängte, um an dem neuen Volksunterrichte Antheil zu nehmen. Da aber für dießmal nach geendigtem Nachmittags-Gottesdienste die Witterung ungünstig war, und den gewöhnlichen Spaziergang verhinderte, so nahm der biedere Herr Pfarrkaplan die Versammlung mit sich nach Hause, und redete sie folgendergestalt an:

Lieben Freunde und Brüder! — Ich habe mir heute vorgenommen, mit euch über wichtige Gegenstände zu reden, — über solche Gegenstände, welche Jung und Alt Ehrfurcht für Religion und Tugend einflößen sollen. Diese Lehren — glaubt es mir biedere Menschenfreunde — sind auf Erfahrungen gegründet, die ich oft mit dem betrübtesten Herzen machte. Ich halte es also für Pflicht, als euer geistlicher Seelsorger für euer zeitliches und ewiges Wohl zu wachen, euch den Werth der Tugend fühlbar, die Abscheulichkeit des Lasters hingegen zurückschreckend zu machen. Vor allen Dingen bemühet euch Vorurtheile abzulegen, und euch an das reine Wort unsers Erlösers zu halten, welcher euch lehret, daß alle

Men-

Menschen eure Brüder sind, und daß ihr keinem den Zutritt zu euerm Herzen versaget; er mag Fremdling seyn, oder sich zu einer andern Religionsparthey bekennen, als ihr. Glaubt es mir, daß es in allen Ländern und unter allen Religionen gute und brave Leute gibt, daß der Jude, Türke und Heide eben sowohl, wie eure christliche Mitbrüder euer Mitleiden, eure Theilnahme, eure Liebe und Achtung verdienen, wenn sie sich um euch, und um die Menschheit verdient gemacht haben. Ueberhaupt müßt ihr den Menschen in allen seinen Verhältnissen nur nach seinen innern Eigenschaften beurtheilen. — Folgende Beyspiele werden euch diese moralischen Wahrheiten noch augenscheinlicher machen. Diejenigen Personen, über deren Edelmuth ihr erstaunen werdet, sind gerade solche, die aus fremden Gegenden sind, und sich größtentheils mit euch nicht zu einerley Religion bekennen. — Ich will euch also mit vier solchen biedern Männern bekannt machen.

Der erste heißt Redlich, ein protestantischer Bauer in fernen Landen. Er verdient wegen folgender That die Verehrung aller Edeln und Tugendhaften. — Bey dem Vorgebirge der guten Hoffnung unten an der äußersten Spitze von Afrika lag ein Schiff vor Anker, welches nach Batavia in Ostindien segeln wollte. Es wartete auf günstigen Wind zur Absahrt, aber plötzlich entstand der heftigste Sturm. Dieser schreckliche Sturm wüthete zwey Tage und zwey Nächte in einem fort. Er zerbrach die Masten, zerriß die Segel und die Ankerseile, hob das Schiff bald hoch in die Luft, und schmiß es bald wieder in den

tief=

tiefsten Abgrund hinunter. Endlich blieb es auf einer Sandbank sitzen, und nun wurde ein Stück desselben nach dem andern von den Wellen losgerissen. Das sahen die Einwohner eines Dorfs, das nahe an der Küste lag. Gern wollten sie den Unglücklichen, welche auf dem Schiffe waren, helfen, aber sie hatten kein Fahrzeug. Mitten unter ihnen befand sich Redlich, ein alter Bauer, von siebenzig Jahren. Dieser lauft, ohne ein Wort zu sagen, nach seiner Hütte, schmeißt sich auf sein Pferd, eilt nach der Küste zurück, und ruft um sich her: Menschen! laßt uns Menschen retten! — Kaum hatte er dieses gesagt, so stürzte er sich mit dem Pferde ins schäumende Meer, schwimmt mitten durch die hohen Wogen auf 300 Schritte weit bis an das Schiff, und ruft den Elenden Trost und Hülfe zu. — Zwey von euch, sagt der beherzte Alte, springen herab, und fassen den Schweif meines Pferdes an! Gott wird uns hinüberhelfen. Dann komme ich wieder, und hole noch mehrere. Eiligst hiengen zwey jener Unglücklichen sich an des Pferdes Schweif, und der Greis schwamm mit ihnen durch. So wie er sie glücklich ans Ufer gebracht hat, stürzte er sich von neuem in das brausende Meer; ruft abermals zwey Gefährten zu seiner gefährlichen Reise vom Schiffe herab, kommt abermals glücklich ans Ufer, und fährt auf diese Weise so lange fort, bis er 14 Menschen gerettet hat. Die Geretteten beteten ihn beynahe an, aber seine Anverwandten, und seine Freunde beschwörten ihn mit Thränen, sich der Gefahr doch nun nicht von neuem auszusetzen. — Redlich aber sieht und hört auf nichts, als auf diejenigen, die noch in Gefahr waren.

Er reißt sich nochmals los, schwimmt wiederum zum Schiffe hin, und ruft dort wiederum, wie zuvor. — Unglücklicherweise wirft, seinem Verbothe zuwider, sich noch ein dritter herab, ergreift im Fallen den Ziegel des schon ermatteten Pferdes, zieht mit demselben das arme Thier in den Abgrund hinunter, und ersäuft sich selbst, seine beyden Gefährten, und — o Jammer! auch den wackern Bauer Redlich!

Der zweyte tugendhafte Fremdling, welcher unsere ganze Achtung verdient, ist ein armer Steuermann, und Seladon ist sein Name. Seine Geschichte ist ganz kurz folgende: Zu Dieppe in Frankreich, kam vor nicht gar langer Zeit ein Schiff an, eben da ein heftiger Sturmwind blies, und es lief Gefahr, von den Wellen gegen die hervorragende Landspitze geworfen und zertrümmert zu werden. Es war schon Abends um 9 Uhr, und die Annäherung der Nacht machte den fürchterlichen Zustand der auf dem Schiffe befindlichen 10 Personen noch schrecklicher. Ein Steuermann versuchte es zu vier verschiedenenmalen auszulaufen, um das Schiff, wo möglich, in den Haven zu bringen, aber vergebens! Der entgegenblasende Sturm war so heftig, daß er jedesmal unverrichteter Sache wieder zurück getrieben ward. Schon hatte man zur Rettung dieser Unglücklichen alle Hoffnung aufgegeben. Aber plötzlich trat der großmüthige Seladon hervor, und war entschlossen genug, sein eigenes Leben zu wagen, um das Leben derer zu retten, die er nicht kannte — Er hatte anfänglich versucht, das Schiffsvolk durch ein Sprachrohr zu benachrichtigen, wie sie steuern müßten; aber die Dunkelheit

der

der Nacht, das Heulen des Windes und das Rauschen der Wellen verhinderten den Schiffer zu sehen und zu hören, und bald darauf wurde das Schiff von dem Sturme auf den Strand geworfen.

Das Jammergeschrey der Unglücklichen, die das Schiff unter sich schon in Trümmern zerfallen sahen, machte den biedern Seladon taub gegen die Vorstellungen und Bitten der Seinigen, welche ihn abhalten wollten, die beschlossene That zu wagen. — Er band sich mitten um den Leib ein Thau, befestigte das andere Ende desselben an seinem Kopfe, riß sich darauf von Weib und Kindern los, und warf sich mitten in die schäumenden Wellen, um dieses Thau an das Schiff zu bringen. — Er schwamm auch glücklich hin, aber in dem Augenblicke, da er das Thau ablangen wollte, ward er von einer Welle ergriffen, und gewaltsam an das Ufer zurück geworfen.

Der brave Seladon ließ sich durch diesen ersten unglücklichen Versuch nicht abschrecken. Er erneuerte ihn vielmehr fünfmal hintereinander und ward immer wieder nach dem Lande zurück getrieben. — Schon bedeckten die vom Schiffe losgerissenen Breter und Balken die Oberfläche des Wassers zwischen dem Schiffe und dem Ufer, und der Augenblick war schon nahe, daß der ganze Ueberrest in Trümmern zerfallen wollte. — Seladon warf sich von neuem ins Wasser. Plötzlich ward er durch eine Welle dergestalt ans Schiff geschlagen, daß man ihn für todt hielt. — Aber er lebte, der wackere Mann, kam einen Augenblick nachher wieder hervor, und zwar mit einem Matrosen in den Armen, der sich von dem Schiffe

in die See geworfen hatte, und versunken wäre, wenn sein Retter ihn nicht ergriffen hätte. — Diesen, der bereits ohne Bewegung, und fast todt war, brachte er zuerst ans Ufer. Dann glückte es ihm, nach großer Mühe, das Schiff zu erreichen, und das Thau hinauf zu werfen. Durch Hülfe desselben wurden sechs Menschen von dem Schiffe glücklich ans Ufer gezogen. Noch war einer übrig, der sich auf dem Schiffe festgebunden hatte, um sich mit dem Stricke ans Land ziehen zu lassen. — Seladon raffte seine letzten Kräfte zusammen, riß sich aus den Armen derer, die ihn zurückhalten wollten, los, und sprang noch einmahl in die See, um, wo möglich, auch diesen zu retten. Es gelang ihm, und er hatte nun die himmlische Freude, acht Menschen am Ufer zu sehen, die, nächst Gott, ihm allein ihr Leben zu verdanken hatten. — Zwey von diesen Unglücklichen waren ertrunken, deren Leichen man den folgenden Morgen am Strande fand.

Der großmüthigste unter allen war vielleicht ein italienischer Bauer. Sein Name ist zwar nie bekannt worden, aber er steht gewiß mit goldenen Buchstaben im Himmel angeschrieben: Die edle That dieses **Unbekannten** gründet sich auf folgende Geschichte: In Italien liegt eine Stadt, die heißt **Verona**, und bey derselben fließt ein Strom vorbey, welcher die **Etsch** genannt wird. Diese Etsch war einst im Winter zugefroren. Ein plötzlich einfallendes Thauwetter aber brach das Eis, und machte den Strom auf einmal anschwellen. Die Gewalt des Grundeises riß eine der Brücken an beyden Ufern ein, nur der mittelste Bogen derselben that noch einen Widerstand. Auf

dem-

demselben ruhte ein kleines Häuschen, in welchem sich der Mauthner mit seiner Familie befand. Das Geschrey dieser Unglücklichen, welche um Rettung fleheten, zog eine Menge Menschen herbey; aber da war keiner zu finden, der es wagen wollte, ihnen zu Hülfe zu kommen. Indeß sank ein Stück dieses letzten Bogens nach dem andern hin, und man erwartete mit jedem Augenblicke den gänzlichen Einsturz desselben. — Plötzlich sprengte unter die Menge der mitleidigen Zuschauer ein edler Graf (Spolverini war sein Nahme) und hielt einen Beutel mit Gelde empor, den er demjenigen zu geben versprach, der den Unglücklichen Mauthner mit seiner Familie retten würde. Aber es fand sich keiner: denn die Lebensgefahr, welche damit verbunden war, schien allen zu groß und zu schrecklich zu seyn. — Endlich drängte sich durch den Haufen ein armer Bauer, dem wohl Niemand so viel Edelmuth zugetraut hätte. Dieser sprang in einen Kahn, und ruderte, der Gewalt des Eises und der Wellen ungeachtet, hin zu dem einstürzenden Bogen. — Die schon von Todesangst ergriffene Familie des Mauthners ließ sich eiligst an einem Seile herab in seinen Kahn, und glücklich brachte er sie ans Ufer. Kaum waren sie gelandet, so stürzte der Bogen mit dem Häuschen ein. Bey diesem Anblick erscholl die Luft vom Frohlocken der Zuschauer. Jetzt bot der Graf dem edelmüthigen Erretter die verheissene Belohnung dar, aber wer erstaunte nicht, da er diesen kaltblütig zurücktreten, und sich weigern sah, den Beutel anzunehmen: "Für Geld, sprach "er, habe ich mein Leben nicht gewagt; hier ist "eine unglückliche Familie, die jetzt ihr Hab und

"Gut verlohren hat, ihr geben Sie, was Sie "für mich bestimmt hatten.„ Mit diesen Worten kehrte er sich um, und verlohr sich unter der Menge.

Ihr werdet aus folgender Geschichte nicht weniger die Dankbarkeit eines Juden bewundern, und die seltne Art, mit der er es that, verdient auch Bewunderung. Ein Schiff voll Reisender, die aus Westphalen nach Holland giengen, daselbst arbeiteten, und dann mit ihrem verdienten Gelde zurück kehrten, strandete, und alle waren in Gefahr zu ertrinken. Etwa vier Personnen klimmten den Mast hinan, und hielten sich da fest. Einen von diesen, der ein Bauer war, bat ein Jude, um die Erlaubniß sich an seinen Fuß hängen zu dürfen, weil er sonst nirgends mehr Rettung fand. Der Bauer verstattete es, und der Jude ward, nebst den übrigen durch ein dazu kommendes Schiff gerettet. — Der Jude schrieb des Bauers Nahmen, seine Herkunft, den Nahmen des Dorfes, und die Monatszahl des unglücklichen Tages auf, dankte seinem Lebenserhalter, und versprach ihm, sobald er könnte, thätig zu zeigen, daß er erkenntlich wäre.

"Reise hin, in Gottes Nahmen, sagte der „Bauer, ich that, was ein Mensch dem andern „thun muß: du bist nur Gott allein Dank schul„dig, der uns erlöst hat vom Tode." — Nach zwey Jahren schrieb der Jude an den Gerichtsverwalter jenes Dorfes einen Brief, der ein Zeugniß der edlen Denkungsart desselben ist, und schickte ihm Zeuge zu Kleidern für den Bauer, seine Frau und Kinder, nnd fünfzig Stück Ducaten, die er ihm in seinem Nahmen zu geben bat. Der Bauer

stand

stand wie versteinert da, rieb sich die Augen, und weinte, als er die ihm zugeschickten Kleider sah. "Nun, Gott vergelts den Juden, sagte er „weinend! Nun tadle mir einer die Juden, und „schelte sie, der sollte es mit mir zu thun haben! — Noch größer ward seine Bestürzung, als ihm der Amtmann auch die fünzig Ducaten auszahlte. Er sprach nichts, und sah den Gerichtsverwalter beständig an, indem dieser ihm den Brief vorlas. Endlich rief er laut: „Nein, Gott; „das bin ich nicht werth, für so ein Bischen Bum„meln am Bein! O Gott segne ihn! und ma„che alle die Juden selig.„ — — Nachmittags bedankte sich der Bauer mit seiner Frau und Kindern aufs rührendste beym Gerichtsverwalter, schrieben beyde einen Danksagungsbrief an den edlen Juden, der dem Erstern hernach noch alle Jahre allerhand Geschenke zuschickte. — —

III.

Der Schulmeister Lehrviel erzählt der Jugend erbauliche Geschichten.

Unterdessen hatte Herr Pfarrkaplan Treumann seine Erzählung geendet, und es war in der ganzen Versammlung keiner zu finden, welcher nicht durch ein herzliches Kopfniken seinen Beyfall zu erkennen gegeben hätte; zugleich ermahnte der Herr Pfarrkaplan noch die gegenwärtige Jugend, bey allen ihren Geschäften und Verrichtungen um den Beystand Gottes zu bitten, und ihn als den Urheber

alles Guten, alles Vollkommenen, mit reinem Herzen zu verehren. Er zeigte ihnen, daß man bey allen Widerwärtigkeiten den kräftigsten Trost in der Religion und Gottesfurcht finden könne. Da aber der natürliche und rohe Mensch am besten durch sinnliche Vorstellungen zur Ueberzeugung zu bringen sey, so habe er sich vorgenommen, ihnen alle Sonntage die Größe, die Allmacht, die Weisheit und Güte Gottes durch auffallende Beyspiele vor Augen zu stellen. — Laut dankten die Anwesenden dem vortrefflichen Herrn Pfarrkaplan für die Mühe und Sorgfalt, welche er auf die Erziehung und Bildung der Jugend verwendete, und eine Masse Thränen in aller Augen waren Zeuge ihres gerührten und dankbaren Herzens. — Hierauf wendete sich der Schulmeister Lehrviel an die Jugend und sagte, er würde heute zum erstenmahl den Anfang seiner Bemühungen damit machen, ihnen eine Geschichte von einem tugendhaften Jüngling zu erzählen, welche sie sich in ihren Handlungen zum Beyspiel nehmen könnten. Man müsse in seinem ganzen Leben sich immer an dem Muster tugendhafter und frommer Menschen spiegeln, denn dadurch allein könne man sich Gott und den Menschen wohlgefällig machen, wenn man sich angelegen seyn lasse, alles Gute und Vollkommene zu erreichen, und das Böse und Fehlerhafte zu fliehen.

Ihr wißt, fuhr er fort, mit welcher Wärme ich euch in meinen Lehrstunden oft eure Pflichten ans Herz gelegt habe. Ihr wißt, daß ihr nur in der genauen Erfüllung eurer Pflichten die Zufriedenheit Gottes, und die Liebe und Achtung eurer Nebenmenschen suchen müßt. — Die edelste un-

unter allen euren Obliegenheiten aber ist die süße Pflicht Menschen zu retten, wie ihr aus denen vom Herrn Pfarrkaplan Treumann eben jetzt erzählten Beyspielen werdet ersehen haben. Bereitwillig seinem Nächsten in Noth und Gefahren beyzuspringen, alle seine Kräfte zur Erhaltung und Wohlfahrt anderer aufzubieten, ist eine Sache, welche uns dem erhabenen Zwecke immer näher bringt, Gott ähnlich zu werden. Die Geschichte, welche ich euch nun erzählen will, wird euch nicht nur von der Wahrheit dieser Lehre noch mehr überzeugen, sondern in euren Herzen das reinste Tugendgefühl rege machen, wenn ihr anders darauf merken wollt.

Christian war der einzige Sohn eines Dorfschusters. Sein Vater war ein armer, aber biederer und ehrlicher Mann. Er hatte alle seine guten Eigenschaften auf seinen Sohn übergetragen. Ein köstliches Erbgut für Kinder! — Christian war in Einfalt und Reinheit der Sitten erzogen worden. Sein Vater hatte auf seinem Schusterschemmel ihm oft manche schöne Lehre gegeben; denn in der niedern Hütte dieses braven Mannes war die lauterste Rechtschaffenheit, die gefühlvollste Menschenliebe zu finden. Wenn andere Väter sich Sonntags in der Schenke bey Trinkgelagen einfanden, und auf das Wohl ihrer Kinder vergaßen, so blieb Meister Steffen (dieß war der Nahme dieses ehrlichen Mannes) zu Hause, kaufte sich für das Geld, welches andere sinnlichen Vergnügungen aufopferten, nützliche Bücher, und las seinem Sohne bey müssigen Stunden daraus vor.

Christian hatte nunmehr unter der Leitung seines guten Vaters schon das siebenzehnte Jahr

erreicht. Er arbeitete fleißig, gieng oft in die Kirche, und that seinem Vater alles, was er ihm nur an den Augen ansehen konnte. Das Dorf, worin Meister Steffen wohnte, lag nahe an einer Hauptstadt, wohin Christian oft gehen mußte, um für seinen Vater Leder und andere Bedürfnisse einzukaufen.

Als nun dieser gute und fromme Jüngling auch einst sich in der Stadt befand, so ereignete sich ein Unglücksfall, wobey Christian durch seine edle und warme Theilnahme, für seine Tugend reichlich belohnet wurde. — Es spielten drey Kinder an dem Rande einer Wasserkunst dem königlichen Schlosse gegenüber. Der Kanal war ganz zugefroren. Aus Unbesonnenheit warf eines von diesen Kindern auf dessen Mitte einen Stock. Diese Kinder wetteiferten miteinander, wer den Stock am ersten erreichen, und sich dessen bemächtigen wird. Sie schießen auf den Teich, und kaum haben sie einige Schritte vorwärts gethan, als das Eis berstet, sich unter ihren Füssen öfnet, und die drey unglücklichen Kinder verschwinden.

Eine zahlreiche Menge Menschen eilte herbey, aber leider alle Menschen ohne Gefühl, ohne Theilnahme. Ihre Blicke waren auf die unglückliche Stelle geheftet, aber keiner dachte an Rettung. So standen diese empfindungslosen Geschöpfe einige Minuten hindurch in einer mehr als thierischen Betäubung, als Christian mit Gewalt in den dichten Kreis sich hineindrängte. Kaum hat er das Unglück dieser Kinder vernommen, als er sich in die kalten Fluthen stürzte, sich unter das Eis wagt, und diese Verunglückten aufsucht. Er schließt einen fest in seine Arme, und bringt ihn glücklich aufs Trockne. Schnell eilte er wieder zurück, um

auch die übrigen den Armen des Todes zu entreißen. Er faßt den zweyten Knaben, und indem er damit beschäftiget ist ihn zu retten, hängt sich der dritte mit Nägel und Zähnen an seinen Fuß; die Last wird ihm zu schwer, und schon scheint dieser muthige Jüngling zu unterliegen. — Er sinkt wirklich! — Aber der süße Gedanke: **Menschen zu retten**, gießt aufs neue Feuer in seine entkräfteten Glieder, er macht sich von dem einen Knaben glücklich los, sammelt seine noch übrigen Kräfte zusammen, und kommt auch diesesmahl mit seiner Beute glücklich ans Land. Er brauchte nur einige Augenblicke um Athem zu schöpfen, und sogleich rettet er auch den dritten. — Ihr könnt euch leicht vorstellen, wie sich Menschen von Gefühl, über das gute Herz dieses Jünglings gefreuet haben mögen, und welche Freudenthränen Meister Steffen bey der Nachricht von diesem seltenen Edelmuthe seines Sohnes vergossen haben mag. Aber das war noch nicht alles. — Gott läßt die Tugend nicht unbelohnt. — Er setzt ihr auch sehr oft schon in dieser Welt die Krone der Gerechtigkeit auf. — Dieß geschah auch hier. —

Der König — selbst Mann von Gefühl — und Verehrer guter Eigenschaften, hatte inzwischen diese schöne Handlung erfahren. Er glaubte, daß solche außerordentliche Verdienste um die Menschheit auch eine außerordentliche Belohnung verdienten. — Wo ist dieser muthige Jüngling? sprach der gerührte König: führt ihn auf der Stelle zu mir, damit er aus meinen eigenen Händen den verdienten Preis für diese edle That erhalte! — Der Monarch ließ diese schätzbare That in das **Verzeichniß der Bürgertugenden** eintragen, und

zum

zum immerwährenden Andenken eine auf diesen merkwürdigen Fall besonders passende goldene Denkmünze prägen, deren eine er selbst an einer goldenen Kette befestiget, den jungen Menschenretter öffentlich umhieng. — Diese Denkmünze hat 375 Kaisergulden am Werth, und auf der einen Seite derselben las man folgende Inschrift:

„Der König hat den Joseph Christian
„von Versailles gebürtig, seines Alters
„17 Jahr, mit dieser Medaille geschmückt,
„der sich muthig unter das Eis wagte,
„und drey Kinder herausgezogen hat, wel-
„che dem Umkommen nahe waren.

Aber das war noch nicht alles. Dieser gutherzige und tugendhafte Christian erhielt auch noch einen jährlichen Gnadengehalt von 200 Gulden. — Hieraus seht ihr meine lieben Kinder, daß die Tugend über kurz oder lang belohnt wird, und daß Gott alle diejenigen segnet, welche fromm und tugendhaft leben. Ihr würdet aber dennoch strafbar seyn, wenn ihr nur darum gute Handlungen begehen wolltet, um eine ähnliche Wiedervergeltung zu erhalten: Wenn ihr das thun wolltet, so würde eure Tugend ihren ganzen Werth verliehren — Sie würde in den Augen Gottes alsdann gewiß nicht mehr angenehm seyn. Er will, daß wir andern ohne eigennützige Absichten dienen sollen, und die heilige Schrift, das erhabene göttliche Wort, sagt ja deutlich genug: „was deine Rechte giebt, „muß die Linke nicht wissen;“ das heißt: wenn du deinem Nächsten eine Hülfe erwiesen hast, so gedenke nicht mehr daran, prahle nicht damit, son-

dern behalte es bey dir, und vergiß darauf. — Das Bewußtseyn, etwas Edles und Gutes gethan zu haben, belohnt reichlich genug, und keiner schläft sanfter, als ein Mensch dem es gelungen ist, den Tag über etwas Gutes zu thun.

Da ich eben jetzt damit beschäftigt bin, euch zu Werken des Mitleidens und der Bruderliebe zu ermahnen, so fällt mir noch eine erst vor Kurzem sich ereignete Geschichte ein, die ich euch mitzutheilen, mich für verbunden achte. — Sie ist folgende. — — Ein Englischer Schiffkapitän Nahmens Richardson wurde unweit Danzig von einem schrecklichen Sturm überfallen. Mit genauer Noth gelang es ihm endlich den Hafen zu erreichen. — Ein anderes Schiff, welches dem seinigen folgte, war nicht so glücklich. Es ward vielmehr auf eine Sandbank geworfen, und 16 Menschen, die sich auf demselben befanden, erwarteten schon den Augenblick, da ihr Schiff bersten, und sie selbst ein Raub der tobenden Wellen werden würden.

Richardson bemerkte ihre Noth; allein sein eigenes Schiff war so übel zugerichtet, und seine Leute waren von Arbeit und von ausgestandener Todesangst so erschöpft, daß es ihnen unmöglich war umzukehren, um den Nothleidenden zu Hülfe zu eilen. — Und doch drängte ihn sein Herz gewaltig; es war ihm schlechterdings unmöglich, bey der Noth seiner Nebenmenschen ein müßiger Zuschauer zu bleiben. Was that er also? — Er lief zu dem Kapitän eines andern Schiffes, welches gleichfalls vor Anker lag, und bath ihn, eine Pflicht der Menschlichkeit zu erfüllen, zu deren Erfüllung er sich selbst außer Stand gesetzt sähe. Aber dieser andere Schiffkapitän war eine

von

von den kleinen kalten Seelen, die, wenn sie jemanden dienen sollen, sich erst immer wohlbedächtig fragen: habe ich auch nichts dabey zu wagen? — gewinne ich auch wohl selbst dabey? — Eine garstige, niedrige, lieblose Art zu denken! — Dieser selbstsüchtige Mann war also nicht zu bewegen, sich selbst in Gefahr zu begeben, um Anderer Leben zu retten, was der gutherzige Richardson ihm auch immer vorstellen mochte. Er bat ihn darauf, ihm wenigstens sein Boot zu leihen, weil dieses größer und fester als sein eignes war. Aber auch dieses schlug der undienstfertige Mann ihm ab, weil es bey dem erschrecklichen Sturme, der noch immer wüthete, leicht konnte verloren gehen. — Von edlem Unwillen glühend eilte Richardson wieder nach seinem eignen Schiffe, und rief seinen ermatteten Matrosen zu: „Kameraden „habt ihr wohl noch Kraft und Muth genug, „ein Werk der Barmherzigkeit um Gotteswillen „zu verrichten?" — „Seht jene Unglücklichen, „die dem Augenblicke des Todes nahe sind! Wer „ein Herz im Leibe hat, der folge mir!" —

Mit diesen Worten sprang er ins Boot, und acht brave Matrosen sprangen ihm nach. — Muthig ruderten sie durch die stürmischen Wellen, und kamen endlich glücklich bey dem gestrandeten Schiffe an. Aber in ihrem kleinen Boote konnten sie nur sechs Menschen auf einmahl aufnehmen. — Diese brachten sie also zuerst ans Land, dann kehrten sie noch zweymahl zurück, um auch die Uebrigen abzuholen. Die Geretteten dankten ihnen mit Freudenthränen; und sie selbst fühlten über das, was sie gethan hatten, einen Vorschmack himmli-

scher Seligkeit. Unter den sechszehn Menschen, die ihr Leben ihnen zu verdanken hatten, war auch ein reicher Kaufmann aus Smirna. Dieser kam am andern Tage zu Richardson, und brachte ihm 1000 Guineen, welches in unserm Gelde über 9000 fl. beträgt. — „Was soll das, fragte Richardson?" — „Es soll dein seyn, antwortete „der Kaufmann; nimm es, als einen kleinen Be„weis meiner Erkenntlichkeit an!" — „Ich? „der Himmel bewahre mich! Hab ich dir darum „geholfen, daß du mir Geld dafür geben solltest?" Der Kaufmann fuhr fort darauf zu dringen, daß er das Geld annehmen sollte, und Richardson — es abzuschlagen. Endlich fragte dieser: „So sage „mir doch, du, der du so große Geschenke an„bieten kannst, — wie groß denn wohl dein „Vermögen sey?" — „So groß, war die Ant„wort des Kaufmanns, daß ich dich und all dein „Schiffsvolk versorgen könnte, ohne arm zu wer„den!" — „Wenn das ist, erwiederte Richard„son, so darf ich dein Geschenk nehmen." — Er nahm hierauf den Beutel mit Gelde, rief seine Matrosen aufs Verdeck, und theilte alles unter sie aus, ohne einen Pfennig für sich selbst zu behalten.

Indeß nun das Schiffsvolk laut frohlockte, stand der Kaufmann von Smirna da und weinte. „Was ist dir?" fragte Richardson. — Ich bin „betrübt, antwortete jener, daß ein Mann, dem „ich mein Leben zu verdanken habe, so stolz ist, „daß er mir die Freude nicht gönnen will, mich „erkenntlich zu bezeigen." — „Bey Gott! du ir„rest, rief Richardson; nicht aus Stolz theile ich

„dein

„dein Geschenk unter diese aus; sondern weil sie's „nöthiger haben als ich, und weil ich ohne ihre „Hülfe dich nicht hätte retten können.“ — „Und „meinst du denn, fuhr jener fort, daß ich diese „guten Leute würde vergessen haben? Sieh hier „(indem er einen andern Beutel zeigte) dieß war „für sie bestimmt! — Aber es ist, wie ich sag„te, du verachtest meine Erkenntlichkeit!“ — “Bey allem was heilig ist, ich verachte sie nicht, “rief Richardson mit einiger Hitze aus. — „So „nimm denn wenigstens dieß!“ versetzte der Kaufmann, indem er einen kostbaren Ring vom Finger zog, und ihn dem Capitän überreichte. Richardson nahm ihn. Alle die von diesem edlen Wettstreite hörten, waren zweifelhaft, wem von beyden sie mehr bewundern sollten, den großmüthigen Schiffscapitän, oder den erkenntlichen Kaufmann? Darinn kamen alle überein, daß beyde ein Paar edle, liebenswürdige Männer wären. — — — Seht, so giebt es unter Vornehmen und Niedern, Arme und Reichen, Jungen und Alten, unter allen Religionen und Sekten, in der ganzen weiten Welt gute und böse Menschen. Die Geschichte, die ich euch so eben wieder zu eurer Erbauung aufstellen will, wird euch vollkommen überzeugen, daß in niedern Hütten oft Menschen wohnen, die an Tugendgefühl manche stolze Besitzer prächtiger Paläste beschämen. — Ein edelmüthiger Bauer ist es, von dem ich euch jetzt eine wahre Begebenheit erzählen will. — Es entstand vor nicht gar langer Zeit in einem braunschweigischen Städtchen eine Feuersbrunst, und das Feuer war schon ganz nahe an einem Orte, wo drey Fässer Pulver standen. — Niemand wollte

zum Löschen herbey kommen. — Ein Taglöhner wagte sich endlich hinzu, und da die Flammen den Eingang schon verwehrten, stieg er durch ein Fenster in das brennende Gebäude, und brachte die Fässer an das Fenster, wo zwey andere Männer sie in Empfang nahmen.

So retteten sie das Pulver, und schaften Sicherheit beym Löschen, wodurch ein großer Theil des Städtchens, der sonst vermuthlich ein Raub der Flammen geworden wäre, erhalten wurde. — Das eine Faß war schon heiß von der Glut. —

Einige Zeit nachher lobte Jemand diesen Mann wegen seiner That, äußerte aber dabey, daß es doch sehr verwegen von ihm gewesen wäre. — „Nein, glaub er mir, erwiederte der Bauer, ich habe es nicht aus Verwegenheit gethan. Ich dachte so, wenn auch nun das Pulver losgeht, so ist an dir so viel nicht verloren; aber wenn du doch das Pulver herausholen könntest, so wäre noch manches zu retten; und du hast ja in dem Hause so viel Gutes genossen.

Merket euch die Lehren, welche in diesen Sittenbildern enthalten sind. Sie sind Balsam für eure Seelen. Strebet immer nach Tugend. Zeiget in allen euren Handlungen eine edle Uneigennützigkeit, dann wird es euch nie an Trost fehlen, wenn Nahrungssorgen, oder andere bittre Schicksale, eure Ruhe zu unterbrechen drohen. — Das ganze menschliche Leben gleicht einem murmelnden Bache, der mit unzähligen Krümmungen sich vor unsern Augen verliert. Diese Krümmungen haben ihren besondern Nutzen. — Warum

setzt

setzt denn der Bach, welcher durch unser Dorf fließt, seinen Lauf nicht in gerader Linie fort? — Ohne Zweifel gab ihm der kleine Anstoß eine unmerkliche scharfe Richtung: diese verursachte an dem gegenseitigen Ufer einen stärkern Stoß, und beförderte endlich das unaufhörliche Zickzack, das er auf seinem Wege bildet. — Welch lehrreiches Beyspiel für uns Menschen! — dieser Bach murmelt uns gleichsam folgende Wahrheiten zu: hüte dich, schwacher Mensch! vor der ersten auch nur geringsten Abweichung von dem geraden Wege der Tugend. Ein einziger Fehltritt zieht in der Folge unzählige Krümmungen nach sich, die endlich gar nicht wieder ins Gleiche können gebracht werden. —

Und hiemit beschloß der biedere Schulmeister Lehrviel für heute seine Erzählungen.

IV.

Herr Pfarrkaplan **Treumann** zeigt endlich noch den Anwesenden, daß Alles durch Gottes weisen Rathschluß in der Natur unaufhörend zusammenhänge, daß Ackerbau und **Kleidung** der Menschen in den weisen Plan der Versehung gehören, und schließt die heutige Sonntagsversammlung mit einem Liede an Gott.

Nun, meine lieben Freunde und Brüder! will ich auch den Anfang mit der Erfüllung meines Versprechens machen, und euch die Grösse Gottes — der unser aller Vater ist — recht deutlich

vor Augen stellen, daß euer Herz fühlen soll, wie groß der Herr ist, der Gott Zebaoth! —

Nehmt alles, was in der Welt ist, zusammen, so habt ihr eine lange, lange Reihe von Dingen, wovon kein einziges fehlen darf, wenn Welt und Erde, die beste Welt und Erde seyn soll. Die Erde hätte wahrhaftig eine andere Gestalt, wenn das Schaaf keine Wolle bekäme, wenn die Insekten keine Bohrer, keine Saugrüssel hätten. Durch unendliche Bande ist alles in der Welt verschlungen, und die Verbindungen aller Dinge sind so manigfaltig, daß man billig erstaunen muß. In der Natur ist alles an einander gereihet und verkettet. Kein Ding ist dem andern ganz ähnlich, und doch ist auch kein Wesen völlig das Einzige in seiner Art. Die Schöpfung bestand nicht darinn, daß Thiere, Pflanzen und Steine von verschiedenen Bildungen hervorgebracht wurden, die unter sich keine Verbindung haben, so wie etwa in einer Galanteriebude viele Kunstsachen zu sehen sind, die das Auge ergezen. Die Schöpfung ist ein einziges Ganzes. Alles ist nach einem Riß angelegt, alles hat Simmetrie, Verhältniß, Maaß, Zahl und Gewicht, und es ist nichts da, das nicht in den allgemeinen Plan der Gottheit passen sollte. Wie unendlich viel Geschöpfe giebt es nicht auf unserem Erdboden allein. Und denkt nur einmahl, unsere Erdkugel ist gegen die ganze Welt etwa höchstens nur wie ein kleiner Ball gegen einen grossen Berg zu rechnen. Wie viel Sterne werdet ihr nicht bey heitern Abenden am Himmel gewahr, die ihr mit bloßen Augen sehen könnet, ohne die unzähl-

bare

bare Menge derjenigen zu rechnen, welche man durch Vergrößerungsgläßer, die man auch sonst Fernröhre zu nennen pflegt, gewahr wird; und doch sind alle diese schimmernden Körper, die ihr da seht, bewohnte Körper, — mit Lichtmaterie umhülte Körper, so wie unsere Sonne, — Körper, deren jeder ein eigenes Planetensystem ausmacht, wie das ist, worinnen sich unsere Erde befindet. Und auf jedem dieser Körper befindet sich eine unabsehlich lange Reihe von Geschöpfen, wovon jedes seine bestimmte Natur, seine eigene Stelle und Dauer, jedes seine besonder Bestimmung, seine besondern Vollkommenheiten, seine eignen Kräfte und Gränzen hat. Dem Menschen der mit seinem kurzsichtigen Auge die äußersten Glieder der Kette nicht erreichen kann, dem dünkt manches unordentlich und verworren, der will manchmahl so kühn seyn, Gottes weise Vorsehung zu tadeln. — Elender Mensch! wage es nicht dich dem Throne des Allmächtigen ohne Ehrfurcht zu nähern. Dieser grosse Gott ist es, und nichts anders, der die Welt vermittelst dieser tausendsachen Verknüpfungen der Dinge, regieret; und diese Art der Regierung ist eben der kräftigste, der unumstößlichste Beweis seiner allererhabensten Eigenschaften.

Gott beherrscht die Welt unumschränkt, und braucht doch selten seine ganze Allmacht. Alles geschieht durch lauter Mittel, Anstalten und Werkzeuge. Wie viele Glückseligkeiten, wie viele Vergnügungen würden wir verlieren, wenn Gott alles unmittelbar durch Wunder ausführen wollte? Wozu hätte uns Gott alsdann denn die Kräfte

gege-

gegeben? Etwa dazu, daß wir immer müßig gehen sollten? Nein meine lieben Freunde! — Wenn die Gottheit selbst unsere Bedürfnisse stillte, so würde das Nachdenken nie erweckt, so würden die Seelenkräfte nie geschärft worden seyn, so hätten wir keine Wissenschaften, keine Künste, keine Handwerker, so stünde das grosse Triebrad der ganzen menschlichen Gesellschaft still, — die unausgesetzte Thätigkeit. — Aber wie weise ist Gott und wie gütig ist der Herr! Er läßt jedes Geschöpf etwas zum Wohl des Ganzen beytragen. Jedes arbeitet für sich, und das Ganze, die andern Theile gewinnen dabey. Gottes Allmacht wäre es nichts Unmögliches, uns durch Wunder zu kleiden, Er könnte die Röcke so gut aus der Erde wachsen lassen: als die Eichen und die Pilze, er könnte das Fleisch der Thiere so einrichten, daß, wir es ohne Kochen und Zubereiten gleich geniessen könnten, so wie wir die Baumfrüchte essen, sobald sie reif sind. Der liebe Gott hätte unsern Körper ja leicht so hart bauen können, daß ihm die Witterung keinen Schaden verursachen könnte. Wenn wir nun aber in der Natur alles fänden, was wir brauchen, so könnte jeder seine Hütte im Wald bauen, so brauchten wir über nichts nachzudenken, so brauchten wir nicht zu arbeiten, so wäre der gesellige Trieb unnöthig. Und wozu brauchten wir denn hernach die Vernunft und unsre körperlichen Kräfte? — So wären Handel und Schiffahrt ganz überflüßig, so würden viele schöne, nützliche und angenehme Professionen niemahls erfunden worden seyn.

Dem

Dem Schöpfer gefiel aber diese Verfassung nicht. Er hat es uns aus der besten weisesten Absicht nicht so leicht gemacht, uns zu ernähren und zu erhalten. Die Sachen selbst, die wir zu unsrer Sättigung, zur Gesundheit, zur Bekleidung und zum Vergnügen nicht entbehren können, sind im Ueberfluß vorhanden. Die Natur lebt, wirkt beständig zum Besten ihrer Kinder. Aber vieles giebt sie uns nur roh und unverarbeitet. Was kann der gute Gott hiebey für eine andre Absicht haben, als diese: daß wir selber Hand anlegen, und die Erzeugnisse, die wir zu Stillung unsrer Bedürfnisse aus ihrer wohlthätigen Segenshand erhalten, nach unserm eignen Willen, und nach unserm Geschmacke bearbeiten sollen. Gott hat die Güter und Reichthümer unter die Länder sehr weislich vertheilt. Er hat es so gut einzurichten gewußt, daß weder eins im Ueberflusse leben, noch das andre Mangel leiden darf. Gott will dadurch unter den Menschen eine allgemeine Verbrüderung stiften. Wir sollen unsre Waaren umtauschen, und durch unsre Nothwendigkeiten angefeuert, so viel als es immer möglich zum Wohl, zur verschönerung des Ganzen, zur Bereicherung einzelner Gegenden, durch Anpflanzungen beytragen. — Wen die Aehre statt der Saamenkörner Brod tragen sollte, wenn Wein vom Himmel regnen müßte, wie wenig Mühe kostete das den Schöpfer! Aber er thut es darum nicht, damit wir uns durch den Ackerbau ernähren, durch die Anwendung unsrer Kräfte die edle Gesundheit, die der Träge, der Faulenzer verliert, erhalten, und das Brod, das unsere Hände gebaut haben, essen sollen. Und so sind

mit

mit der unvermeidlichen Nothwendigkeit zu arbeiten viel andre Vortheile verbunden.

Selbst wenn wir im Stande der Unschuld geblieben wären, würden wir immer nöthig gehabt haben, die Erde zu bauen, uns Kleider zu schaffen, und so viel andre Dinge auszudenken, und beständig zu verbessern, wie wir es von der Zeit des unglücklichen Falls unsrer ersten Eltern her gethan haben. Wenn man also das Kleidertragen, die Nothwendigkeit des Ackerbaues und so vieler andrer Gewerbe, als Strafen Gottes ansieht, als Folgen des Abfalls vom Schöpfer betrachtet, von denen man im Stande der ersten Reinigkeit und Unschuld nichts gewußt hätte, so irrt man sich sehr. Man kann gar so was nicht behaupten, wenn man von den verschiedenen Gegenden der Erde, von der schnellen Verbreitung des Unkrauts, von der nöthigen Vorbereitung des Bodens, von der Ernährung und Wartung der Gewächse, von der Ausartung des Saamens, von der Veredlung der Getreidearten, von dem Miswachs, von der Menge und Freßbegierde der Insekten, der Schnecken und anderer Thiere nur geringe Kenntnisse, nur dunkle Vorstellungen hat. Man hat sich überhaupt den ersten Zustand des Menschen aus Mangel der Natur und Weltkentniß ganz und gar unrichtig vorgestellt. — Die Malayer, ein ostindisches Volk, wohnen in einem Lande, das mit allen Gaben und Schönheiten der Natur geschmückt ist. Sie haben an Allem Ueberfluß. Die Luft riecht auf diesem herrlichen Landstriche unvergleichlich, von den vielen tausend herrlichen Blumen. Die Schä-

ze aus allen Reichen der Natur sind dort beysammen, und alle Reisende werden über alle diese Schönheiten ganz entzückt. — Aber sind denn bey so vielen Bequemlichkeiten, die Gott diesem Lande mittheilte, die Einwohner desselben glücklicher? O nein! lieben Freunde! Sie sind vielleicht die Unglücklichsten auf dem ganzen Erdboden. Sie sind träge und unwissende Leute. Bey ihnen ist es ein Schimpf zu arbeiten, der Ackerbau wird von ihnen verachtet, und dieses schöne und fruchtbare Land trägt nicht einmahl so viel Korn, als die Einwohner desselben zu ihrer Nahrung und zu ihrem Unterhalt brauchen. — Ihr seht also hieraus, daß es nur an der Thätigkeit des Menschen und nicht an der Güte des Bodens liegt, um da Ueberfluß zu erhalten, wo sonst Dürftigkeit und Mangel herrschte. Dieß beweisen die vielen fruchtbaren Ebenen in Schlesien, Sachsen, Brandenburg und andern Ländern, welche sonst nichts als öde Sandwüsten waren, und die nach und nach, durch unermüdeten Fleiß jener Einwohner, in fruchtbaren Boden umgeschaffen worden sind. Wenn die Erde nicht aufgerissen, umgearbeitet, durchwühlt, und die innern Schichten der bloßen Luft mit allen ihren wohlthätigen Einflüssen dargestellt werden, so wird sie hart und fest. Die Zwischenräume werden durch Wurzeln einiger Gewächse, die wir Unkraut nennen, verstopft, so, daß kein Regen, kein Schneewasser eindringen, keine Wurzel einschlagen, anwachsen, und einen Keim heraus treiben kann. Ueber ein solches hartes Land lauft der Regen auf der Oberfläche weg, anstatt daß die nährenden Theile, die im Wasser hängen, hineinkriechen sollten, schlemmt das Wasser

ser noch die zartesten Erdtheilchen, die es losreissen kann, mit sich fort, dadurch wird das Land immer noch magerer. Jedermann weiß, das das Feld desto mehr nährende Theile aus der Luft an sich ziehen kann, je öfter es umgebrochen und gepflügt wird. Seine Oberfläche wird dadurch vergrößert, die untere Erdschichte tritt beym Pflügen an die Stelle der obern Lage, und bereichert sich ebenfalls mit den Bestandtheilen zu neuen Pflanzen, die da wachsen sollen. Das scharfe Messer des Pflugs, und die spitzigen Zacken der Egge reißen die Erdschollen auseinander, so daß das Innere dieser verhärteten Klumpen wieder den Einfluß der Luft, und dem Eindringen des Wassers ausgesetzt wird. Auf dem nakten Felsen wächst nichts, wenigstens nicht durch Säfte, die vermittelst der Wurzel aus dem Felsen in die Pflanze steigen. Er ist Erde wie das Feld. Er wird eben so gut vom Regen begossen wie unsre Küchengärten, aber die in Stein verhärtete Erde empfängt nichts, der Felsen nimmt die Einflüsse der Luft nicht an, das Regenwasser wäscht ihn ab, spült ihn aus, aber es befruchtet ihn nicht. Und so ein harter dürrer Felsen, so ein unfruchtbarer rauher Boden würde die ganze Erde seyn, wenn wir die Hände in den Schoos legen, und nicht den Pflug brauchen wollten. Es ist unmöglich, daß uns die Natur ohne alle unsre Bemühung an jedem Orte der Welt erhalten hätte. Die Gegend, wo Gott den ersten Menschen hinsetzte, hatte freilich ihre Bäume und Gewächse, die aus eignen Trieben Früchte brachten, so wie jedes Land solche Schätze hat. Jede Pflanze, auch der Waitzen, der Weinstock und die Spargel, wächst an einem

gewissen Orte in der Welt wild, aber wenn wir sie da haben wollen, wo sie nicht zu Hause ist, so müssen wir sie ziehen, uud den Boden dazu vorrichten. Wollen wir eine Pflanze so häufig bauen, daß sie Nahrungsmittel für alle wird, so müssen ganze Gegenden urbar gemacht, und von allen Hindernissen befreyet werden. Die Natur hat überdies den meisten Pflanzen so eine erstaunliche Fruchtbarkeit gegeben, daß wenige Gewächse allein hinreichend wären, sich über die ganze Erde auszubreiten, und allen andern ihren Platz wegzunehmen. Daher die dicken und fast undurchdringlichen Wälder, die man in allen Ländern findet, wo noch Mangel an Menschen, an Pflanzern und Anbauern ist. Gesetzt, daß Niemand angefangen hätte, Felder anzulegen, Moräste auszutrocknen, Steine aufzuräumen, Saamen auszustreuen, den Boden mit Hecken und Befriedigungen einzuschließen, die schädlichen Thiere und die alles überwachsenden Kräuter auszurotten, würde nicht die ganze Erde ein einziger düstrer Wald, in wenigen Jahrhunderten, vielleicht in einem halben geworden seyn? Die wilden Thiere können ebenfalls da, wo sie ungestört Junge werfen, und sie alle aufsäugen können, in kurzer Zeit zu einer fürchterlichen Menge anwachsen, und ganz gewiß würden sie diese grossen Waldungen, die ohnehin das Land feucht, kalt und ungesund machen, mit Schrecken und Gefahren für jeden Menschen erfüllet haben. —

Wäre aber auch die traurige Veränderung mit unsern ersten Eltern nicht vorgefallen, wären sie immerfort im Staude der Unschuld geblieben, so würden Ackerbau, Landwirthschaft, Künste und

Handwerke doch entstanden seyn. Mit den Anwachs der Familie Adams hätten sich auch die natürlichen Bedürfnisse vermehrt. Und sobald er diese gefühlt hätte, würde er aus eignem Triebe, aus Zärtlichkeit gegen Frau und Kinder darauf gesonnen haben, sie zu befriedigen. Wer je in die menschliche Seele hineingesehen hat, wird darin mit mir übereinstimmen, ohne Engelunterricht oder göttliche Belehrungen, von denen die Geschichte schweigt, anzunehmen. Er würde nach und nach den Nutzen der Thiere eingesehen haben, er würde einige Früchte, an denen er oder seine Gehülfin, oder die ersten jungen Abkömmlinge des Menschenstamms, mehr als an andern Geschmack gefunden hätten, um seine Hütte gebaut haben. Lange hätten sie nicht beysammen wohnen können, in einem Strich von vier bis fünf Meilen hätten nicht alle Menschen leben können. Durch das sogenannte Paradies oder den Aufenthalt der ersten Eltern liessen Flüße. Die Natur und Nothwendigkeit würde sie also ganz sicher auf den Einfall gebracht haben über diese Flüße Brücken zu bauen, oder, so wie es noch bis diese Stunde die unkultivirtesten Völker thun, grosse Bäume zu ihren Fahrzeugen auszuhöhlen. — Die immer mehr anwachsende Nachkommenschaft würde sich immer weiter ausgedehnt, die Thiere vermindert, oder sie in die Wälder zurückgetrieben haben. Auch würden sie sicher nicht unterlassen haben, die Staudengewächse auszurotten, sich einen Acker zuzubereiten, und die Noth würde sie gewiß dazu gezwungen haben noch viel andre unentbehrliche Dinge zu erfinden. — Schiffahrt, Handlung, Kunst, Verarbeitungen, und der Erwerb zeitlichen Vermögens entstehen, auch

ohne

ohne Sünde aus der Natur des Menschen. — Und sollten denn endlich so viel gute natürliche Anlagen bey dem Menschen, durch Gottes Geist belebt, sollten diese immerfort in einem eingeschränkten Wirkungskreise, oder in der Dunkelheit geblieben seyn? Nein, meine Freunde und Brüder! Das war nicht des Allmächtigen Wille! Gottes weise Absicht war es von Anbeginn der Welt, alles, was er schuf, zur möglichsten Stufe von Vollkommenheit zu bringen.

Eben so wenig läßt sich behaupten, daß die Kleider, die wir jetzt nicht entbehren können, im ersten Zustande des Menschen unnöthig und überflüßig gewesen wären. Sogar in den heißesten Erdstrichen braucht der Mensch, wenigstens des Nachts, eine Bedeckung. Dort sind die Nächte desto kühler, je heißer die Täge gewesen sind, und wir wissen aus vielen Nachrichten, daß Reisende, die das Angenehme der Kühle nach einer schlappmachenden Hitze ohne Vorsicht und Bedeckung genießen wollten, ihre Lüsternheit mit dem Tode haben bezahlen müssen. Die plötzliche Abwechslung der größten Hitze und der Kälte stört das für unsre Gesundheit und für unser Leben so wichtige Geschäft der Ausdünstung und der Einsaugung, und treibt die unreinen Säfte, von denen sich die Natur befreyen wollte, wieder in die Kanäle zurück. — Da nun die Säuglinge der Menschen, wie bekannt, nicht mit der vollkommenen Bekleidung geboren werden, so etwa wie Ziegen und Hasen, so würden auch allerdings die Kinder der ersten Eltern eine Bekleidung nöthig gehabt haben. — Die Weisheit und Güte des Schöpfers,

die den Menschen zum gesellschaftlichen Leben bestimmte, wollte schon durch die Hülflosen elenden Umstände, in denen jedes Kind auf die Welt komt, das Band der Geselligkeit, der Liebe, der wechselseitigen Unterstützung zusammenknüpfen, und dem werdenden Menschen im Umgange mit seinen Eltern Bildung und Erziehung, das größte Erbgut, das ein Mensch haben kann, verschaffen.

Und warum hat denn Gott so viel Mittel zur Kleidung erschaffen, wenn die Kleider an sich schon Sünde, Strafe des Höchsten, oder Andenken an unsere Empörungen gegen ihn seyn sollen? Flachs, Hanf, Wolle, Baumwolle, Seide, Leder, Felle, Pelze, Haare, alles das ist in der Natur, wir theilen uns vortreflich in diese Gaben, und eine unbeschreibliche Menge von Menschen werden durch die Gewinnung, Verarbeitung, Verschönerung und Verkaufung dieser Waaren ernährt. Wozu sollten sonst alle diese Materien in der Natur vorhanden seyn, wenn es nicht der Wille des Schöpfers gewesen wäre, sie dem Menschen zum Gebrauch zu geben. —

Freunde und Brüder! Solche Betrachtungen über Welt und Menschen wollen wir öfters anstellen. Ich will euch viel, sehr viel sichtbare Dinge in der Natur deutlich vor Augen legen, damit ihr nicht so unwissend bleibt. Und wenn ihr meine wohlmeinenden Belehrungen recht zu Herzen nehmen wollt, so werdet ihr viel mehr Freude an euren Geschäften finden, und also werdet ihr auch mehr Liebe zu Gott und euren Nebenmenschen haben. — Ich werde keine Kräfte sparen, euren Geist

da-

darin zu üben, alle Anstalten kennen zu lernen, die der liebe Gott zu unserm Besten gemacht hat. Das wird das beste Mittel seyn, euch und euren Kindern von der Regierung Gottes grosse Begriffe in die Seele zu pflanzen. — Wenn wir künftigen Sonntag, wills Gott! schönes Wettet haben, so will ich mein Versprechen erfüllen, mit euch und euren Kindern, und dem Schulmeister Lehreviel einen Spaziergang in das freye Feld machen, euch von mancherley nützlichen Gewächsen, Pflanzen, Kräutern, Thieren und Steinen erzählen, und euch so manches Gute sagen, was euch vor Aberglauben und Vorurtheilen hinreichend schützen soll. Um der Gottesfurcht in den Herzen eurer Kinder noch mehr Eingang zu verschaffen, wird der gute, fromme und fleißige Schulmeister Lehreviel in Zukunft alle Morgen mit euren Kindern folgendes Lied an Gott beten.

*
* *

Dem, der in grauer Ferne
Den Thron hat — sein Gebiet
In Himmeln, Welten, bis zum weit'sten Sterne;
Ein Menschenlied!

*
* *

Umströmt vom Glanz der Werke
Ist Schönheit um mich her.
Er schufs, damit ich seine Größe merke,
Wie gut ist er!

*
* *

Den Schemmel auszuschmücken
Gehn tausend Sonnen dort.
Durch sie das Auge prächtig zu entzücken,
Rief uns sein Wort.

*
* *

Voll Wunder ist die Erde
Für den, der sie bewohnt.
Ihm ists die Sonn', ihm ist es ihr Gefährte,
Der Silbermond.

*
* *

Wer naht sich deinem Lichte
O Gott! Der Engel glüht —
Vernimm auch von der Erde dunkeln Lichte
Ein schüchtern Lied.

*
* *

Einst wenn ich aus der Höhe
Die Welten unter mir
An meinem Fest in Staub zertrümmert, sehe
Dann — Jubel dir!

Zweyte Zusammenkunft.

V.

Herr Pflegskommissär Justus theilt bewährte Hülfsmittel wider verschiedene Krankheiten und Mängel der Menschen mit.

A.

Ein herrliches blutstillendes Mittel.

Kaum hatte der Herr Pfarrkaplan Treumann seinen Vortrag geendet, so forderte die Versammlung den Herrn Pflegskommißär auf, ihnen auch nunmehr einige Vorschriften zur Erhaltung der Gesundheit nnd des Lebens mitzutheilen. Er erfüllte auch ohne weitern Verzug diese gerechte Bitte, und fing seine Erzählung mit einem blutstillenden Mittel an. Wenn im Herbste eine gute Witterung ist, so sammle man den Schwamm von Eichbäumen. Dieser Schwamm muß aber an solchen Stellen des Baums abgenommen werden, wo grosse Aeste sind abgeschnitten worden. Man ziehe hierauf von diesem Schwamme die Haut ab, und werfe sie weg, denn der darunter liegende Theil ist nur vorzüglich brauchbar. Diesen unten liegenden Theil nun schlage man so lange mit einem Hammer, bis er ganz weich und biegsam wird, und lege dann davon ein Stück auf die blutende Wunde, welche davon zusammengezogen wird. Etwa zwey Tage darauf fällt das Stück gewöhnlich

von selbst ab. Ist ein gosses Blutgefäß verletzt worden, so lege man ein Stück auf die Wunde, und über dasselbe viel zerrupfte Leinwandfäden; alles dieses wird mit einen grossen Bäuschgen bedeckt, und recht sicher mit einer Binde umwunden. Unter dem gedachten Theile des Schwammes liegen noch zwey andere, wovon man den ersten zu ganz geringen Wunden unmittelbar, den zweyten aber nur dann erst gebrauchen kann, wenn er gepulvert worden ist.

B.

Mittel wider Zahnschmerzen.

Zahnschmerzen haben verschiedene Entstehungsursachen. Sie mögen aber auch herrühren, von welcher Ursache sie wollen, von hohlen Zähnen, oder von Erkältung und Flüßen, so kann man sie durch das Cajoputöl sehr gut wegschaffen. Dieses geschieht auf folgende Art: Man tröpfelt davon etwas auf Baumwolle, und legt es an oder in den Zahn, wo sich der Schmerz befindet.

C.

Mittel wider Kopfschmerzen.

Diesem Uebel ist leicht abzuhelfen. Man halte dem Pazienten nur Cajoputöl unter die Nase, und bestreiche damit seine Schläfe, so wird der Schmerz bald vorüber seyn.

D.

Mittel wider Augenentzündunzen.

Man nehme Cajoputöl, tröpfle es auf ein feines Schnupftuch, und halte es vor die Augen

oder binde dasselbe über Nacht davor, so wird die Röthe derselben vergehen. Ist die Entzündung nicht allzustark, so thut auch Rosenwasser sehr gute Dienste. — Man pflegt auch sonst bey grossen Augenentzündungen aqua vegeto mineralis auf ein Fleckchen Leinwand zu tröpfeln, das so groß ist, wie das Auge. Das Fleckchen wird hierauf mit jenem flüßigen Wesen, welches allemahl recht gut durcheinander geschüttelt werden muß, stark angefeuchtet, auf das Auge gelegt, und so lange darauf gelassen, bis es trocken wird. Eine gebrauchte reine Leinwand von mittler Feine ist dazu am besten.

E.

Mittel wider Gicht und Podagra.

Auch hier leistet das Cajoputöl vortrefliche Dienste. Unter so vielen und manigfaltigen Versuchen, die Aerzte damit gemacht haben, hat die Wirkung noch niemahls fehlgeschlagen. Um die Schmerzen dieser Krankheit zu heben, bestreicht man den schmerzhaften Ort mit diesem feinen Oele, wodurch die Zwischenräume der Haut offen bleiben, und hiedurch die Giftmaterie zerstreuet wird.

F.

Mittel die Leberflecke zu vertreiben.

Allgemein empfiehlt man hier ein sehr einfaches, unschädliches und sicheres Mittel. Man nehme Otterköpfchen, und lege ein solche Muschel in eine Theetasse, drücke frischen Citronensaft darauf, in welchem die Muschel nach und nach auf-

gelöst wird, und in ein weißes, schleimichtes Sälbchen übergehet. Mit diesen Sälbchen bestreiche man die Leberflecke, und wasche solche, nachdem sie einige Zeit darauf gelegen, wieder ab.

G.

Ein sehr gutes Mittel zur Vertreibung der Hühneraugen und Warzen.

Das beständige Reiben und Drücken der engen Schuhe oder Stiefel ist von den sogenannten Hühneraugen die einzige Ursache. Denn durch dieses Reiben verlieren die zarten Hautnerven, wie auch die Blut- und Wassergefäßchen ihre Höhlung, und verwachsen in einen Callus, oder Knorpel. Ist nun das Drücken die einzige Ursache dieses Uebels, so verstehet es sich auch von selbst, daß, wenn dieses unterbleibt, auch die daraus entstehenden Folgen vermieden werden, oder völlig wegfallen müssen. — Es ist aber ein sehr einfaches Mittel vorhanden, die drückende Ursache zu heben, und also den Hühneraugen zuvorzukommen, oder sie völlig zu heilen, und solches besteht darinnen: Gesetzt, das Hühnerauge wäre an einer Fußzähe, so schneidet man erstlich die Verhärtung so viel möglich, weg, und nimmt sodann ein rundes, dickes, doch weißes Stückchen Leder, ungefähr eines sehr kleinen Groschens groß. Man macht hierauf in die Mitte desselben eine Oeffnung, die etwas größer als das Hühnerauge ist: oder man nimmt ein Stück auf Leinwand gestrichenes Pflaster, das acht bis zwölfmahl über einander gelegt worden, eben so groß ist, und auch eine Oeffnung von derselben Größe bekommen hat.

Eines von diesen beyden Stücken legt man über das Hühnerauge, so daß das Hühneraug in die Oeffnung kommt, und nirgends außer unten am Rande gedruckt werden kann. Diesen künstlichen Ring befestiget man mit einem langen und schmalen Heftpflaster, das, sechs, acht oder mehrmahl darum gewunden worden, und läßt alles einige Wochen so liegen, oder erneuert es einigemahl, wenn man es für nöthig findet.

Diese Behandlung verschaft einen doppelten Vortheil. Es wird dadurch nicht nur das schmerzhafte Drücken auf das erhabene Hühneraug gänzlich verhindert, sondern es werden auch selbige hiedurch nach und nach gänzlich weggeschaft, wenigstes kann man auf diese einfache Art von allem Schmerze befreyet bleiben.

Will man die schon erwachsenen Warzen vertreiben, so darf man sie nur mit einer Tinktur von spanischen Fliegen acht bis 12mahl des Tages mit einer kleinen Feder behutsam bestreichen, oder sie einige Tage mit einen kleinen Blasenpflaster bedecken.

H.

Verschiedene Hausmittel aus dem Pflanzenreiche.

Die Aepfel sind von Natur kalt und Feucht. In Deutschland sind die Marschansker (Borsdorfer) und viele andere berühmt. Gebratene Aepfel sind eine gesunde schöne Speise für Kranke. Aepfel mit Buttermilch, Anis und Rockenbrod gekocht, wird von denen mit gutem Erfolge gegessen, die Fieberhitze haben, oder auch von solchen, die durch Erkältung ihrer Brust Schaden zugefüget haben.

Aepfel

Aepfel zu Brey gesotten, und mit Zucker, Zimt und frischen Eyern vermischt, ist für Kranke und Matte eine erquickende Speise. Vor der Mahlzeit oder beym Schlafengehen Aepfel gegessen, öffnet den Leib gelinde. Saure Aepfel treiben den Urin. Süße Aepfel laxiren und treiben die Würmer ab. Faule Aepfel sind gut auf den Brand zu legen, und der sogenannte Aepfelmost ist ein angenehmes und kühlendes Getränk. — Man kann die Aepfel ein ganzes Jahr vor der Fäulniß bewahren. Man sucht nähmlich die gesundesten Aepfel aus, bringt sie in eine Kammer, und legt sie dergestalt auf eine Horde, daß sie abgesondert liegen, und keiner den andern berühret. Hierauf schließe man die Fenster und Thüren der Kammer fest zu. Nun macht man mit Rebenholz ein Feuer an, läßt es brav schmauchen, und durchräuchert die ganze Kammer vier bis fünf Tage hintereinander. Der Rauch überziehet die Aepfel zu gleicher Zeit mit einem zarten Salze, das man nicht wahrnimmt. — Wenn sie nun so durch den Rauch trocken worden sind, so legt man sie schichtweise in einen Kasten mit Heckerling, aber fein auseinander, daß sie sich nicht berühren. Oben bedeckt man sie mit einer Strohlage, und schließt den Kasten zu. Durch diese Vorbereitung erhalten sie sich gewiß ein ganzes Jahr hindurch.

Auch die Zwiebeln sind für den Menschen eine wirkliche Arzney. Wenn man den Zwiebelsaft in die Nase zieht, reinigt er das Gehirn und schaft viel zähen Schleim hinweg. Thut man ihn in die Ohren, so vertreibt er das Ohrensausen. Mit Essig vermischt, stillt er das Nasenbluten.

Zwie=

Zwiebeln machen Lust zum Essen, und erweichen den Leib. Mit Salz vermischt, vertreiben sie die Hühneraugen und Warzen. Sie sind ein herrliches Mittel wider böse und ansteckende Luft, wenn man sie des Morgens mit Salz und Brod ißt. Gebraten gegessen, leisten sie bey Brustbeklemmungen vortrefliche Dienste, reinigen den Magen, stillen Schmerzen im Magen und Unterleibe, erweichen den Leib, und treiben den Urin. Gebackene Zwiebel ist sehr gut wider den Brand, wenn man sie auf die schadhafte Stelle auflegt. Die Zwiebeln in Stücken geschnitten, eine Nacht im Wasser geweicht, und darnach getrunken, vertreibt die Würmer bey Kindern. Zwiebelschaale gebrannt, oder in der heißen Asche gebraten, und mit ein wenig Rosenöl in die Ohren getröpfelt, stillet die Kopfschmerzen. Nichtweniger ist sie wider die Pest ein vortrefliches Mittel. Man nimmt nähmlich alsdann den Kern aus der Zwiebel, und füllt statt dessen Theriak oder Mithridat und Zitronen (Limonien) Saft hinein, brät sie so unter heißer Asche, preßt den Saft aus, und giebt ihn dem Pazienten zu trinken. Wenn er darauf schwitzt, so ist dieß ein Zeichen, daß dieses Mittel gut angeschlagen ist.

Knoblauch ist in gewissen Fällen ein noch wirksameres und heilsameres Arzneimittel als die Zwiebeln. Er tödtet die Würmer, wenn man ihn den Kindern mit frischer Butter zu essen giebt, oder ein Pflaster von Knoblauch auf den Leib legt. Ißt man ihn nüchtern, so leistet er eben so gute Dienste als Theriak. Knoblauch, Salz und Essig zu einer Salbe gemacht, und damit den Kopf eingeschmiert, tödtet das Ungeziefer auf dem-

demselben. — Knoblauch in Brandwein gelegt, und getrunken, stillet die Kolik. Mit Centauren in Wein aufgesotten, und getrunken, ist gut wider die Wassersucht. Knoblanch mit Essig gesotten, und in den Mund gehalten, ist das beste Mittel wider die Zahnschmerzen, welche durch Erkältung entstehen. Knoblauch mit Coriander in Wein gesotten und getrunken, ist gut wider das Lendenweh. Die vom Stein geplagt sind, oder sonst ihr Wasser nicht ohne Schmerz lassen können, finden große Linderung beym Gebrauche des Knoblauchs. Die Asche vom Knoblauch in böse offene Geschwülste gestreuet, heilet dieselben aus dem Grunde. Die sich des Knoblauchs bedienen, werden nicht leicht von giftigen Thieren beschädigt werden. Knoblauch im Anfange des Maymonats alle Morgen mit Maybutter gegessen, dient sehr zur Erhaltung der Gesundheit. Weinraute, Petersilie, oder eine Bohne auf den Knoblauch gegessen, vertreibt desselben starken Geruch. Knoblauch in Obstbäume gehangen, vertreibt die Vögel, die die Früchte benaschen. Wer aber zu viel oder zu oft Knoblauch ißt bekommt Kopfweh, und unreines Blut, er ist alsdann auch den Augen schädlich. Am Johannistage bindet man das Kraut vom Knoblauch zusammen, sonst neigt es sich zur Erde. Am Laurenzitag aber zieht man solchen aus. Wer einen Husten hat, der mit einem heftigen Auswurf begleitet ist, der kann folgendes Brustmittel mit gutem Erfolge gebrauchen. Man übergieße nähmlich ein halb Pfund zerschnittenen Knoblauch mit einem halben Seidel heissem Wasser, und lasse dieses zwölf Stunden lang wohl verdeckt stehen, durchseige es sodann, und thue so

viel Zucker oder Honig dazu, daß es die Dicke eines Sirups bekommt, und nehme davon dreymahl jeden Tag einen Eßlöffel voll ein. Auch bey Viehseuchen ist Knoblauch ein vortrefliches für der Ansteckung bewahrendes Mittel, wenn man ihn zur Anziehung der bösen Dünste oben in die Ställe aufhängt, und wen er weich und schwammig geworden ist, in die Erde vergräbt.

Alantwurzel ist auch von großen Nutzen. Wenn man sie 24 Stunden in Wein weicht, und denselben hernach trinkt, darf man sicher rechnen, das Magenweh, Seitenstechen und Cholik dadurch gehoben wird. Die Wurzel gepulvert und mit Honig eingenommen, des Morgens, Mittags und Abends, ist gut wider den Husten, löset den Schleim, und dienet wider schweren Athem und beängstigte Brust. Sie reinigt die Nieren und Blasen, erwärmt den erkälteten Magen, treibt viel böse Feuchtigkeiten durch den Urin fort, bricht die Blähungen, ist auch gut in Lendenweh und bey gelähmten Gliedern. Wenn man die Alantwurzel auf Most verjähren lassen will, so kann man sie ebenfalls wider alle hier genannte Krankheiten mit großen Nutzen gebrauchen. Alantsaft mit Zucker eingenommen, treibt den Schleim und die gallichten Feuchtigkeiten durch den Stuhlgang weg, stärkt das Gesicht, und heilt innerliche Brüche.

Wenn man diese kräftige und heilsame Wurzel zuvor gut säubert, so dauert sie drey Jahre lang, und behält immer ihre Kraft. Sie muß zu dem Ende in Scheiben geschnitten, an einem Drat

auf=

aufgezogen und getrocknet werden. Man verpflanzt sie im Februar von dicken Scheiben, und gräbt sie erst, wenn ihr Kraut vergangen ist, entweder im Oktober oder im April.

Der Kohl ist nicht allein eine gute und gesunde Speise, sondern ersetzt auch bey manchen Krankheiten die Stelle der mangelnden Arzneymittel. Wir wollen nur einige davon anführen. Kohlsaft in die Ohren getröpfelt, ist gut wider schweres Gehör. Eben dieser Saft mit Tüchern umgeschlagen, stärket Adern und Sehnen. Zieht man ihn in die Nase hinauf, so reinigt er Haupt Gehirn und Brust. Mit Honig vermischt, ist er den Augen sehr zuträglich. Vermengt man den Saft mit Salz und trinkt ihn, so macht er eine gelinde Leibesöfnung. Er ist auch für die Schwindsüchtigen ein sehr heilsames Mittel, und vermehrt bey stillenden Frauenzimmern die Milch. Kohlblätter in alte Wunden gelegt reinigen und heilen dieselben. Stößt man sie mit Alaun und Eßig, so vertreiben sie die Krätze; doch muß der Körper vorher recht gereinigt und laxirt werden. Wasser, worinnen Kohl halb gar gesotten, mit Butter oder Oel eingenommen öfnet den Leib, und ist im Husten ein ablösendes Mittel. Thut man noch Zucker dazu, so leistet es bey Engbrüstigkeit und Lungensucht sehr gute Dienste.

Die Petersilie hat auch ihre eignen guten Eigenschaften. Sie erweckt Lust zum Essen hilft verdauen und vertreibt die Blähungen. Wenn kleine Kinder das Wasser nicht lassen können, kocht man die Petersilie zu einem Brei, und legt sie

auf=

auf den Ort, wo die Blase liegt. Auch grossen Personen kann dieß Mittel in dergleichen Fällen gute Dienste thun. Zerquetschte Petersilienblätter in Branntwein geweicht, heilen Schnitte und Quetschungen.

Man genieße den Wermuth fleißig in Speise nnd Trank. Es ist ein sehr gesundes Kraut, es ist den Magen sehr zuträglich. Der Wermuth macht Appetit, befördert die Verdauung, erwärmt und stillt den Leibschmerz. Er ist auch ein Mittel wider die Gelb- und Wassersucht, und öffnet die Verstopfung der Leber und Milz. Wermuth, Weinraute und Pfeffer in Wein gesotten, giebt eine schöne Arzney wider die Kolik. Wermuthsaft in die Augenwinkel gethan, macht helle Augen. Wermuth und Pfirsichkerne gestossen und eingenommen, tödtet die Würmer. Wermuth und Pfeffer mit Brantwein eingenommen, bewahret vor den Fieber. Wermuth mit Honig vermischt vertreibt die Trunkenheit. Wermuth in die Kleider und Pelze gelegt, bewahret sie vor Motten und Würmern. Siedet man ihn in Wasser, und schmiert oder wäscht damit die Bettstellen: so vertreibt er die Wanzen. Den Rauch von Wermuth in den Mund oder in die Ohren ziehen lassen, stillet den Ohrenzwang und die Zahnschmerzen. — Wer diesen edlen Strauch pflanzen will, muß die Sträuche vorher knicken und zerknirschen. — Er wächst gerne auf wüsten Plätzen. — Sein Saame oder Blume wird im Juli oder August reif, und ist heiß und bitter.

Die Angelikawurzel ist ein vortreffliches Präservativ in der Pest oder andern ansteckenden Krankheiten. Man nimmt nähmlich das Pulver davon in Theriak ein, und schwitzt darauf. Man darf auch nur die Wurzel Morgens kauen, oder Wein, auch Rosenwasser, worein sie geweicht gewesen, trinken. Die Wurzel in einen hohlen Zahn gesteckt, stillet das Zahnweh. Angelika in Weinrautenblättern mit Honig gestossen, ist ein gutes Pflaster wider den tollen Hundsbiß. Destilirtes Angelikawasser stärkt die Matten, und öffnet die verstopfte Leber, Lunge, Milz und Magen.

Dieses Gewächs trägt Kränze und Kronen, woran der Saame wächst. Sie wird in gute Erde gesäet, oder von den Wurzeln im Garten gepflanzet. Wenn der Saame reif ist, verschwindet die Wurzel; aber im Frühjahr, ehe es ausschlägt, ist die Wurzel in ihrer Kraft.

Damit beschloß der Herr Pflegskommissär Justus für heute seine Unterredung, und versprach der Versammlung künftig fortzufahren, ihnen, die ihm bewußten Wahrnehmungen und bekannten Hülfsmittel in verschiedenen Krankheiten mitzutheilen.

Dritte Zusammenkunft.

VI.

Der Herr Gerichtsverwalter Hülfgern theilt nunmehr der Versammlung von der Agrikultur, Küchen = Obst- und Blumengärtnerey, theils seine eignen, theils die wohlgeprüften und bewährten Erfahrungen anderer klugen Männer mit.

Kaum war die Gesellschaft der biedern Männer, zur Fortpflanzung nützlicher Kenntnisse in der Behausung des Herrn Pflegskommißärs angekommen, so fieng der Herr Gerichtsverwalter über folgende Gegenstände seine Vorlesungen an:

A.

Verschiedene erprobte Mittel zur Ausrottung der Kornwürmer.

Die Kornwürmer sind wie bekannt für den armen Landmann recht unglückliche Insekten, die in Kornhäusern und auf Kornböden unter dem Getreide die schrecklichsten Verwüstungen anstellen. dieses schädliche Ungeziefer nun aus dem Grunde auszurotten, habe ich in einer Schrift mancherley bewährte Mittel gefunden, mit denen allen ich euch meine lieben Freunde bekannt machen will.

Erste Verfahrungsart. Man nehme zwey Hände voll grüne Raute, und eben so viel Sade-

baum, Renifahren, klein Basilikum, grosse und kleine Salbey, Petersilien mit Kraut und Wurzel, jedes eine Hand voll, hacket es klein, und stosset es in einem Mörsel. Dieses alles mit einander vermischt, wird in einen grossen Kessel gethan, und neun Maaß Mistlacke dazu gegossen. Dann bedeckt man den Kessel mit Brettern, legt oben darüber ein naß Tuch, und läßt es so vier und zwanzig Stunden stehen. Ist dieses geschehen, dann setzet man den Kessel zum Feuer, und läßt es eine Viertelstunde in freyer Luft gut kochen. Hernach nehmet den Kessel vom Feuer, gießet alles in ein stark Tuch, und drückt es wohl aus. Hebt das Mark zu dem Gebrauche, der unten angezeigt werden wird, auf, gießet zu dem im Kessel übrig gebliebenen Safte vier Maaß starken Weinessig, und vermengt diesen recht gut mit dem Safte. Hierauf trägt man den Kessel in das Kornhaus, oder auf den Kornboden, den man von Kornwürmern und andern Insekten reinigen will. Nehmet eine Bürste oder Pinsel, taucht ihn in diesen Saft, und bestreichet damit die Wände des Bodens vier Zoll hoch rund herum, und vier Zoll in der Breite. Diese Arbeit könnt ihr zehn oder zwölf Tage hintereinander wiederholen, und machet die Laden des Bodens unterdessen so lange zu, bis die Kornwürmer getilgt sind. Währender Zeit rühret das Korn fleißig um; damit ihr es aber desto leichter wenden könnet, müßt ihr breite Schaufeln mit langen Stielen haben. Um die Würmer noch mehr zu ängstigen, so daß sie nicht länger in dem Korne bleiben können, sondern allenthalben fortgehen müssen, kann man nichts bessers thun, als wenn

man

man das Getreide mit den Schaufeln bogenweise in die Luft wirft. So weit der Geruch nur dringen kann, tödtet er die Würmer, und verhindert, daß sie nicht zurückkehren. Hernach siebe man das Korn durch, und wende es bey anhaltender Trockne und warmer Witterung fleißig um. Während der Arbeit, kann man diese Thiere, wenn sie an den Wänden des Kornbodens hinauf laufen wollen, mit einem Besen zusammen kehren, sie in einen Trog werfen, worin Wasser ist, und den Hühnern zu fressen geben.

Man hat mit eben diesem Mittel auch noch einen andern Versuch gemacht, welcher nicht minder gut angeschlagen ist. Man hat nähmlich Bretter um die Kornhaufen herum gezogen, die mit diesem Safte angestrichen gewesen, da man denn wahrgenommen, daß der Geruch von dieser Brühe die Kornwürmer zurückgehalten hat, dem Häufen sich zu nähern. Auch das Mark von gedachten Kräutern thut eben die Wirkung. Man setzt davon kleine Haufen in der Länge, und rund herum, auf den Kornboden. — Derjenige Landmann, welcher mit diesem Mittel den Versuch anstellte, hatte noch nebenher die Freude zu bemerken, daß der bloße Rauch von diesen Kräutern, in der Mitte eines Hofes gekocht, das Haus von Wanzen und Fliegen reinigte.

Zweyte Verfahrungsart. Schüttet in einen grossen hölzernen Zober, Wanne oder Schaf, zehn bis zwölf Pfund gemeinen grünen Vitriol, und gießet ungefähr drey bis viermahl so viel kochendes Wasser darüber. Alsdann rühret es mit

einem Stocke so lange um, bis aller Vitriol aufgelöst worden ist. Hierauf nehme man einen grossen Borstbinsel, wie ihn die Tüncher brauchen, tunke ihn in die Vitriollauge, und bestreiche damit alle und jede Orte auf den Fruchtboden, als den bretternen Boden selbst, die ganze Decke, Wände, alles Sparrenwerk, so sorgfältig daß auch nicht das Geringste unbestrichen überbleibt. Doch muß, wenn dieses alles geschehen soll, der Fruchtboden ganz leer seyn. Jeder Ueberstrich muß erst ganz abgetrocknet seyn, ehe man wieder einen andern aufträgt, und dieses Ueberstreichen kann man drey bis viermahl wiederholen. Ist nun endlich alles vollkommen ausgetrocknet, alsdenn können Früchte aufgeschüttet werden. Die Wirkung dieses Ueberstreichens dauert fast zehn Jahre lang. Während dieser Zeit wagt es kein Wurm in diesem Holzwerk seine Wohnung aufzuschlagen. Soll die Wirkung aber länger fortdauern, so muß man nach Verlauf dieses Zeitraums dieß Verfahren wiederholen. Bey grossen Kornhaufen kann auch eine Belegung mit Brettern gebraucht werden, die mit solcher Lauge etlichemahl überstrichen worden sind.

Dritte Verfahrungsart. Man bedient sich hiezu der stinkenden Melde, die bey den Kräuterkennern unter den Nahmen Chaenopodium fœtidum, Atriplex fœtida Vulvaria bekannt ist. Man reibet damit die Bretter auf denen das Korn liegt. Es tödtet die Würmer durch seinen häßlichen Geruch ganz zuverläßig, und das Korn bleibt unversehrt.

Vier-

Vierte Verfahrungsart. Man nehme zu einem Haufen Korn, von ungefähr 50 Scheffeln ein Pfund Rittersporn-Körner. Man zertheile sie und vermische sie mit dem Korne. Man darf aber dieses Korn nicht eher brauchen, als bis es gesiebt oder gerollt ist. Die Aussiebung ist sehr leichte, weil die Ritterspornkörner, viel zärter und kleiner, als die verschiedenen Arten des Getreides sind. Dieser Ritterspornsaamen hat aber eine verdächtige Eigenschaft. Er könnte dieselbe leicht dem Brode mittheilen, wenn man ihn bey dem Korne lassen wollte, und folglich der Gesundheit schädlich werden.

In der Gegend von Anjou in Frankreich, bedienet man sich auch mit großem Vortheile wider die Kornwürmer, der frisch ausgepreßten Trester von Weintrauben. Man legt davon in jedem Haufen Getreide auf alle vier Seiten etwas, und der Geruch vertreibt sie ganz sicher. Oder man treibe, wenn die Kornböden zuvor geleert und gereinigt worden sind, Hammel darauf, und lasse sie daselbst einige Monate übernachten. Der Geruch dieses Viehes erstickt dieses zerstörende Insekt in kurzer Zeit. Stellt es sich demohngeachtet nach Verlauf von achtzehn Monaten wieder ein, so gebrauche man folgende Zusammensetzung. Setzt ein breites glühend gemachtes eisernes Schaf mitten auf den Kornboden oder Kornhaus. Thut in denselben drey oder vier alte Schuhsolen, Pferde- oder Eselshuf oder Rindsklauen, und verwahret alle Thüren und Zugänge. In welchen Winkel sich auch nun immer die Würmer aufhalten, müssen sie von diesem Dunst todt zur Erde fallen.

Wenn endlich ein = oder mehrere Jahre darauf, dieses Ungeziefer wieder zum Vorschein kommen sollte, so braucht man nur diese Arbeit dann zu wiederholen. Ingleichen kann man in eine Tonne, oder jedes andre Gefäß, so viel Kalk thun, als nöthig ist, das Holz und die Wände in den Scheunen oder Böden zu überziehen. Alsdann lösche man denselben mit Lauge, und gieße auf fünfzehn Pfund Kalk ein Pfund Spikenardöl zu. Wenn diese Mischung gut umgerührt worden ist, so weisset damit in der Scheune oder auf dem Kornboden die Wände und Säulen. Um die Probe zu machen, ob diese hier angeführten Mittel wirksam sind, oder nicht, so darf man nur in die Scheune zwölf Garben von der neuen Ernte ausbreiten lassen, und man wird finden, daß die Würmer, welche sich darinnen aufhalten, oben auf kriechen. — Ein Edelmann hatte ein schönes und grosses Kornhaus, welches von Kornwürmern dergestalt angefüllt war, daß ihm dieses Insekt alle Jahre einen grossen Verlust zuzog. Nach verschiedenen fruchtlos angewandten Mitteln, ließ er auf sein Kornhaus, das gepflastert und mit Estrich versehen war, eine Kohlenfabrik anlegen, und sieh da, alle Würmer kamen von dem Geruche dieser Kohlen um, und nach zwanzig Jahren war keiner mehr zu sehen.

Fünfte Verfahrungsart. Man schmelze Burgundisches Pech bey dem Feuer. Wenn es zerflossen ist, so nehme man es wieder vom Feuer weg. Man mache mit Werg über die Schaufel, mit welcher Korn umgestoßen wird einen schwachen Ueberzug, reibe denselben mit Steinöl, und

wen=

wende das Korn um. Die Würmer werden davon sogleich verschwinden. Wenn das Pech und Oel von der Schaufel fällt so muß man frisches daran machen.

Sechste Verfahrungsart. Man darf auch nur einige Attich-Zweige auf die Kornhaufen legen, und die Würmer laufen alsdan sogleich nach den Wänden zu. Hernach kann man sie leicht mit dem Besen wegkehren und verbrennen, oder den Hühnern zu fressen geben. — Sind die Würmer in Menge vorhanden, so quetscht und reibt man die Blätter und Stengel des Attichs, daß sie stärker riechen, und legt sie in die Kornhaufen hinein. Sie gänzlich zu vertilgen, reibe man die Mauern und Böden mit den Blättern und Blumen von Hollunder (Flieder) daß der Saft einziehen, und sie länger den Geruch behalten können. —

Siebente Verfahrungsart. Auf einen mittelmäßig grossen Kornboden setze man vier Kohlenbecken mit angezündeten Kohlen, in alle vier Ecken, und wirft auf jedes den allerstärksten Toback. Mitten in die Scheune setzt man das fünfte Kohlfeuer, und auf dasselbe eine Schüssel mit Quecksilber. Der Dampf von dem Quecksilber und dem Toback tödtet nicht nur die Würmer, sondern auch die Eyer. Wenn die Wirkung gewiß erfolgen soll, so muß man alle Zugänge und Luftlöcher fest verstopfen. So bald man den Napf, worin das Quecksilber ist, über das Feuer gesetzt hat, muß man sich sogleich entfernen, und erst nach zwey Stunden wieder dahin gehen. — Um die

Würmer abzusondern und wegzukehren, muß man auch das Getreide wieder durchrollen.

Achte Verfahrungsart. Wenn man Hanf eingesammelt hat, der Blumen trägt, so schneidet man die Spitzen, die den Saamen führen, ab, und streuet ihn auf ein Tuch, um ihn zu trocknen; der Geruch davon zieht sich in die Tücher, welche man an die Oerter legt, wo Kornwürmer sind. Davon sterben sie ganz sicher.

Alle diese Mittel verdienen schon von darum Glauben, weil sie durch selbst gewählte Erfahrungen hinreichend bestättiget worden sind. Und da man sich nicht immer in dem Falle befindet, ein jedes Mittel anwenden zu können, so habe ich zu dem Ende mehrere dergleichen hier angeführt.

B.

Wie kann man die Saamen fremder Gewächse am schönsten zum Keimen bringen.

Man bedienet sich hiezu einiger irdenen glasirten Schüsseln, um eine jede Art der Sämereyen in einer besondern Schüssel zu behandeln. Man lege ein leinenes Läppchen in die Schüssel, und darauf feuchtes Moos, welches immerfort naß erhalten werden muß. In das Moos streuet man die Saamen aus. Hierauf hebe man jedes Würzelchen sehr behutsam mit einem hölzernen Griffel aus, um es in die durchgesiebte Erde des Blumentopfs mit Geschicklichkeit einzulegen, oder vielmehr in die gesteckten Löcher fallen zu lassen. Die

fein=

feinsten Saamen legt man in geriebene verrottete Holz-Erde, welche angefeuchtet worden.

C.

Von Verfeinerung des Hanfs.

Der Hanf wird zu Hanfleinwand und Seegeltüchern am besten zubereitet, wenn man ihn so sanft und fein als möglich macht, ohne ihm etwas von seiner Stärke und Festigkeit zu benehmen. Will man dieß thun so geht man folgendergestalt zu Werke. Der bequemste Weg zu dieser Manipulazion wäre freylich, wenn man einen so grossen Kessel haben könnte, in welchen man den Hanf nach der Länge hineinlegen könnte. Eine kupferne Braupfane kleinerer Gattung könnte auch diese Dienste thun. Im Nothfalle kann man sich aber auch eines kleineren Kessels bedienen, nur muß man alsdann die Vorsicht beobachten, den Hanf gedoppelt zu legen, ohne ihn zu verwirren. Und dieß ist die Ursache, warum man seine Enden so wenig als möglich ineinander flechten muß. Auf den Boden klemmt man einige Stäbe dergestalt ein, daß sie sich einander durchkreuzen, damit der Hanf die Lauge im Kessel nicht berühre. Diese Lauge darf weder zu scharf seyn, noch über den Stäben hervorragen. Nun schichtet man den Hanf dergestalt auf den Stäben auf, daß der Dampf die Hanfschichten ganz durchdringen kann. Hernach verschließt man den Kessel so genau als möglich mit einem Deckel, man hängt den Kessel über dem Heerde auf, auf welchem ein mäßiges Feuer brennt, und man läßt die Lauge nicht zum sieden kommen. Auf diese Art wird das schwache Feuer sechs bis

acht Stunden unterhalten. Wenn dieser Zeitraum verflossen ist nimmt man den Kessel vom Feuer, läßt ihn zugedeckt erkalten, ziehet den Hanf heraus, dehnt ihn aus zum Trocknen, und hängt ihn unterm Dache auf, an einem Orte, wo keine Zugluft zu kann. Dann wendet man ihn so lange, bis er völlig trocken ist, und hebt ihn zum Gebrauch auf. Endlich drehet man eine Hand voll, und zieht ihn durch die Hechel. — Der Dampf der Lauge löst die leimichten Bestandtheile der ölichten Rinde auf.

D.

Auf Erfahrung gegründete Anweisung, guten Kalkdünger zu verfertigen.

Hiezu muß man ungelöschten Kalk nehmen, der recht gut durchgebrannt worden, und zwar so viel, als man Saamen auf ein Joch Acker auszustreuen, pflegt. Man darf ihn nicht mit Wasser löschen, sondern man muß ihn im Trocknen unter dem Dache in der Luft zerfallen lassen. Hierauf fege man ihn durch ein feines Sieb, wenn er zerfallen ist, damit diejenigen Steine, welche nicht durchgebrannt worden, gut davon abgesondert werden. Kurz, das durchgesiebte muß so zart wie Mehl seyn. Ferner nehme man den dritten Theil so viel Küchensalz, als man Kalkmehl erhalten hat. Ueber diese Quantität Salz gieße man so viel Regenwasser, — noch besser aber helle Mistlache — daß das darauf gegossene eine gute Querhand hoch über das Salz gehe, und das Salz desto besser auflösen könne. Dann setze man dieses alles über das Feuer, und, wenn es anfängt zu sieden, so

thue

thue man unter beständigen Umrühren mit einem Holze etwas von dem Kalkmehle hinein, welches jetzt erst unter die Salzlauge kommt. Nun lasse man es fortsieden, und trage immer etwas Kalkmehl nach, bis die Materie so dick geworden ist, wie ein steifer Brey. Nachher verdünne man die dick gewordene Materie mit reinem Regen- oder Brunnenwasser, lasse sie immerfort sieden, verdicke sie wieder mit Kalkmehl, und so fahre man mit der wechselweisen Verdünnung und Verdickung so lange fort bis alles Kalkmehl verbraucht worden ist. Nach der letzten Verdickung läßt man das Feuer abgehen, und die Masse etwas erkalten. Sodann sticht man mit einem hölzernen Spaden die Materie aus, trägt sie klumpenweise auf Bretter, und läßt sie im Backofen, bey einer Wärme, wie man Obst zu dörren pflegt, austrocknen. Endlich macht man sie wieder zu einem Pulver wie Mehl, und mischt etwas von gut durchgefegter Holzasche darunter, damit die Theilchen weniger zusammenhangen, und zur Austheilung geschickter werden.

Obschon in Ansehung des Gebrauchs dieses Düngers die Quantität bey der Verfertigung schon angegeben worden, so steht es doch einem jeden frey, mehr oder weniger davon zu nehmen. Man muß sich hier immer nach der Güte des Bodens richten. Ist der Grund und Boden des Ackers nicht an und für sich selbst noch in einem tragbaren Zustande, so wird man von einem Scheffel Aussaat höchstens nur 4 bis 5 Scheffel ärndten, wenn man nur die Hälfte von der oben angegebenen Quantität des Düngers, oder etwa noch weni-

niger nimmt. Man mache vielmehr folgenden Gebrauch davon: Man netze die Frucht, welche ausgesäet werden soll, mit Wasser, und mische alsdann so viel Dünger darunter, als oben angezeigt worden, und schaufle beydes fleißig durcheinander. Die Frucht zieht man hernach etwas dünner auseinander, und läßt sie einige Stunden liegen. Dann ist sie zur Aussaat völlig geschickt. Eine grössere Quantität dieses Düngers als oben angegeben worden, nähmlich doppelt so viel als die Aussaat beträgt, pflegt man auf einen Boden zu nehmen, der ganz schlecht, kräzig oder sandig ist.

Was den Nutzen dieses Düngers betrift, so ist er auf allen Erdgattungen mit Vortheil zu gebrauchen. Man kann Waitzen, Korn, Gerste und Hafer damit nach seinen Versuchen aussäen. Doch muß man, wenn man den Acker in immerwährender Fruchtbarkeit erhalten will, diese künstliche Düngung alle drey Jahre, wo nicht ganz, doch zur Hälfte wiederholen. Man hat Beyspiele, daß Äcker welche mit diesem Dünger befruchtet worden, viermahl so viel, als sonst andre getragen haben, und daß man dabey das Ungemach nicht zu befürchten hatte, welches sonst gewöhnlich mit andern künstlichen Düngungen verbunden zu seyn pflegt. So weiß man z. B. vom Mergel, daß er den Acker verdirbt, wenn er im Uebermasse, oder doch einige Jahre hintereinander gebraucht wird. Auch erzeugt der Mergel am Ende einen Salpeter oder ein Salz in der Erde. So weiß man, daß Gyps und ungebrannter Kalk, wenn er in ähnlichen Umständen auf den Acker gebracht wird, bey fortgesetztem jährigen Gebrauche, und in ziemlicher

Menge

Menge, bey starkem Regen und anhaltender nasser Witterung, bey darauffolgender Dürre, besonders wenn überdies noch Sandtheile im Acker sind, sich mit der Erde verbinde, und zuletzt die ganze Oberfläche in kleine Steine verwandle.

Dieser Dünger aber ist nicht dem Acker allein zuträglich und nützlich sondern er kann auch allen Früchten, Wiesen und andern Pflanzen zur herrlichsten Düngung dienen. Wer Geschicklichkeit, Fleiß und Geduld dazu besitzt, wer sich nicht so leicht eine Mühe gereuen läßt, der könnte auch die Kraft dieses angeführten Düngers noch weiter vermehren. Dies wäre auf folgende Art möglich. Man müßte alsdan den aus dem Backofen gekommenen Dünger mit Wasser auslaugen, und die Lauge einkochen, bis das Salz anschießen kann. Dann vereinige man dieses Salz, statt des Küchensalzes, auf die oben beschriebene Art, mit frischem Kalke, und behandle es übrigens eben so. Endlich wiederhole man dieses wechselweise Auslaugen, wieder Anschießen lassen, und Vereinigen mit frischem Kalke, 7 oder gar 10mahl; so erhält man einen Dünger mit dessen Wirkung und Kraft jeder Oekonom sehr zufrieden seyn kann.

E.

Ueber das Versetzen junger Obstbäume.

Von der Beschaffenheit des Erdbodens hängt allemahl die beste Jahrszeit zum Verpflanzen der Bäume ab. Wenn die Erde fest, leimigt, niedrig und naß ist, so wähle man dazu das Frühjahr, ist sie aber locker, sandig, hoch und trocken, so

pflan=

pflanze man lieber im Herbst, bis zum Eintritt des Winters. In einer fruchtbaren, nicht zu festen und nicht zu lockern, auch mäßig feuchten Erde kann man das Pflanzen mit gutem Erfolg sowohl im Herbste als Frühjahr vornehmen.

Ehe man an das Versetzen Hand anlegt, so lasse man auf der Stelle, wo der Baum stehen soll, eine zwey bis drey Ellen breite runde Grube machen, zwey Spadenstiche tief ausgraben, die oberste Erde an der einen, die unterste aber an der andern Seite des Lochs legen, darauf die oberste Erde umgekehrt zu unterst hineinwerfen, festtreten, und dann die unterste Erde oben darauf legen. Sollte aber die Erde des untersten Spadenstichs nicht gut seyn, so wird sie bey Seite gethan und dagegen die Grube mit anderer frisch herbeygebrachten fruchtbaren Erde ausgefüllet.

An dem Baum, der verpflanzt werden soll, schneide man nicht nur die Spitzen der zu langen, oder am Ende zerquetschten Wurzeln mit einem scharfen Messer glatt ab, sondern stutze auch die an der Krone des Baums befindlichen, egal ausgewachsenen Zweige, nach der Grösse der Wurzel mehr oder weniger, wenigstens doch auf 6 bis 8 Augen oder Knospen ab. Die einwerts oder kreuzweise gewachsenen schneide man bey ihrem Ursprunge ganz weg, lasse aber in den folgenden Jahren besonders die kleine kurze, etwa drey bis vier Zoll lange Fruchtzweige, die dicht mit Knospen besetzt sind, und künftig am ersten Blüthe geben, ganz unberührt. Uebrigens ist es ganz unnöthig, die vorige Stellung des Baums gegen Norden oder

Süden

Süden zu bemerken. Nur bey ältern, dickern, deren Saftröhren nun einmahl schon durch die Länge der Zeit an der kältern Nordseite enger, als an der wärmern Südseite geworden sind, hat diese Bemerkung einigen Nutzen. Dieß kann man an jedem quer abgesägten alten Baume deutlich sehen.

Das Verpflanzen selbst verrichte man, wo möglich, nur bey trockner Witterung, wenn die Erde nicht zu naß ist. Man grabe in den schon vorher zubereiteten Boden ein Loch, so weit und tief, wie die Wurzel des Baums ist, setze den Baum hinein, halte ihn gerade, drehe die kahlste Seite gegen Süden, und beobachte, daß er mit den andern Bäumen in gerader Linie und Ordnung stehe. Unterdessen ein andrer den nun zurecht gestellten Baum stille hält, so steche man mit dem Spaden die Erde los, welche zunächst an den Wurzeln sitzt, so, daß sie an die Wurzeln falle, auch schütte man etwas von der ausgegrabenen Erde oben auf die Wurzeln, bis sie beynahe bedeckt sind. Hierauf schüttle man den Baum sanft, jedoch geschwind auf und nieder, daß die lockere Erde wohl zwischen die Wurzeln komme, trete sie mit dem Fuße ein wenig an, lege die übrige Erde hinzu, trete auch diese fest, und mache endlich um den Stamm herum so weit die Wurzeln reichen, eine kleine Vertiefung in die Erde, zum künftigen Begießen. Dicht am Stamme erhöhe man die Erde ein wenig, um das Wasser da abzuhalten. Vor allen Dingen sehe man zu, daß der Baum nicht tiefer wie zuvor zu stehen komme, oder daß seine Wurzeln oben nur mit einem Finger breit Erde bedeckt werden. Hernach stecke man einen

geraden starken Stock auf die Nordseite des Baums in die Erde, und binde ihn, nachdem man zwischen den Baum Moos gelegt hat, fest. Man reinige ferner seine Krone von Raupen, und den Stamm vom Unkraut. Bey trockner Witterung begieße man ihn nur selten, aber durchdringend, umwinde ihn gegen den Winter mit Dornzweigen wider die Beschädigung der Thiere, steche im Herbst die Erde unten um, damit die Feuchtigkeit des Winters einziehe, schneide im folgenden Frühjahre die unordentlichen Zweige weg, binde ihn an einer andern Stelle wieder fest, und lasse ihm im ersten Jahre, wenn er stark blühen sollte nicht zu viel Früchte.

F.

Von den Nutzen, welchen Landleute von den Brennesseln ziehen können.

Dieses Gewächs unterscheidet sich leicht durch das blosse Berühren seiner mit Stacheln besetzten Blätter. Sie sind mit einer klebrichten Feuchtigkeit angefüllet, welche auf der Haut ein beschwerliches Jucken verursachet, wornach Blasen auffahren, deren Schmerzen sowohl durch Baumöl, als durch den Saft der Pflanzen selbst sogleich gestillet werden. Diese Pflanze ist wie der Hanf, männlich und weiblich, auf besondern Gewächsen. — Die Wurzel geht niemahls aus, sondern treibet alle Jahre gleich zu Anfange des Frühlings frische Blätter, welche gegen den Herbst abfallen; und diese Gattung allein taugt zum Nesselgarn. Die Nessel wächst überall, selbst in den schlechtesten Boden, doch liebt sie vorzüglich einen feuchten und

fetten

fetten Boden, sonderlich an den Mauern und Hecken, in Gehölzen, Baumgärten und Gräben. Sie hält die starke Hitze aus, und kommt fort unter dem Schutt der Gebäude, wo sie dem Feld und Gartenbau nicht hinderlich ist. Sie erfordert weder Wartung noch Pflege, und wenn sie einmahl an einem Orte eingewurzelt ist, so bleibt sie beständig daselbst. Die grosse Brennessel hat Stengel, die 4 bis 7 Fuß hoch werden. Man kann folgende nützliche Sachen aus ihr bereiten.

1) Verfertigt man aus ihr Nesseltücher. Nachdem das Wetter trocken oder feucht ist sammelt man sie im August oder September ein. Sie ist dann recht reif, wenn ihre Blätter sich neigen oder verwelken wollen, die Stengel gelblich oder dunkelroth erscheinen, und der Saame leicht von seiner Hülse losgehet. Alsdann schneidet man die Stengel dicht an der Wurzel ab, doch so, daß die Wurzel wieder Stengel schießt. Die abgeschnittenen Stengel breitet man auf eine Wiese auseinander, und läßt sie zwey Tage übertrocknen, damit die Blätter leicht vom Stengel abgehen. Sodann röstet man sie wie den Hanf, bindet sie in Bündel, und läßt sie nach Beschaffenheit der Witterung ohngefähr sieben Tage in klaren Flußwasser liegen. Nach diesen Rösten läßt man sie recht trocken werden, um sie nach Bequemlichkeit brechen zu können. Die fernere Bearbeitung besteht in der Zubereitung der langen Fäden, wozu man sich eben der Werkzeuge und Weise, wie beym Hanfe, bedient, Diese beyden Gewächse haben viel Aehnlichkeit miteinander. Sie haben nach dem Rösten fast einerley Geruch, und geben beyderseits einerley Fa-

den, und eine Leinwand von gleicher Güte. Die Nesselruthe ist sehr vortheilhaft; denn sie verlangt weder Wartung noch Dünger, noch besondres Erdreich. Sie stört auch den Landmann in seiner Arbeit nicht. Das Tuch bleicht eher wie die Hänfe Leinwand. Man kann sogar eine Art sehr feinen Cattun daraus verfertigen, wobey es nöthig ist, daß sie gehörig gebrochen und zermalmt wird, damit das Wolligte von den Faserigten geschieden werden kann.

2) Man kann auch die Nesseln noch auf eine andre Art benutzen. Linnee sagt, daß die Landleute in Schweden die Ostereyer gelb färben, indem sie solche in der Nesselwurze kochen. Man färbt auch Zeuge damit, doch aber mit verschiedenen Zusätzen.

3) Sobald man hartes Fleisch mit Brennnesseln kocht, wird es weich. Um das Fleisch im Sommer gut und frisch zu erhalten, darf man nur Brennnesseln dazwischen legen. Es erhält sich zwischen dieser Pflanze ganz gewiß.

4) Brennnesseln sind endlich auch von grossem Nutzen zur Fütterung des Viehes. Man trocknet sie im Schatten ab, und füttert das Vieh den Winter über damit. Man schätzt sie an vielen Orten zum Gebrauch fürs Vieh sehr hoch, und wenn man in gutem Lande ein Stück damit anbauete, so könnte man dieses Kraut eben so vortheilhaft wie den Klee benutzen. Dem Rindvieh giebt man es so, wie es abgemähet ist. Auch gedörrt fressen sie es gerne. Den Schweinen giebt

man

man sie auf der Hexelbank klein geschnitten, in Küchenwasser eingeweicht, mit einer Hand voll Mehl angemengt, und so gefüttert. Am besten ists, wenn man sie an feuchte Oerter oder an die Seiten der Aecker pflanzt.

G.

Mittel wider Fäulung und Vertrocknung des Stengels (Stiels), bey den Levkojen, dem Blumenkohl und andern Pflanzen.

Denjenigen Gartenfreunden, welche im Frühjahre frühe Pflanzen aus warmen Mistbeeten anzuziehen pflegen, wird nicht unbekannt seyn, wie gemeiniglich an dem Stamme oder Stengel der Levkojen, Guldenlack ꝛc. insbesondre aber des Blumenkohls und andern Kohlpflanzen sich eine Fäulniß äußert indem sie unten einschrumpfen, schwarz werden, umfallen, und endlich verdorren. Diese Krankheit entsteht eigentlich von den ölichten und andern scharfen warmen Dünsten, die sich gemeiniglich in solchen, recht mit fetter Erde angefüllten, warmen Mistbeeten häufig erzeugen. Indem sie aufsteigen, werden sie nicht immer durch hinlängliche Oefnungen der Fenster gehörig abgeleitet. Sie fallen alsdann von den Glase in grossen Tropfen auf die Pflanzen, und ziehen sich unten um den Stengel zusammen. Hier kann diese Feuchtigkeit von der fetten Erde die immer stark ausdünstet, nicht sogleich ganz eingesogen und vertheilt werden, sondern bleibt in der Oberfläche der Erde zunächst am Stengel stehen, wird immer durch neuen Zusatz vermehrt, und geräth endlich durch anhaltende Wärme sowohl des Untermistes, als

der Sonnenstrahlen in Gährung. Dadurch wird nun der noch zarte Stiel der Pflanze mit angegriffen, die Pflanzensäfte verderben, die noch äußerst feinen Saftröhren werden zerstört, sie schrumpfen ein, erhalten von dem verbrannten Safte eine schwarze Farbe, und die Pflanze selbst, die sich noch eine Zeit lang durch die von oben eingezogenen Feuchtigkeiten frisch erhalten hat, sinkt endlich kraftlos dahin, und stirbt.

Der erste Grund dieses Uebels liegt also in der Fettigkeit der Erde, die durch die gleichfalls öhlichte fette Wärme des Mistes in Bewegung gesetzt wird, und mit ihr vereinigt, aufsteigt. Man würde daher diesem Uebel am sichersten durch eine ganz magere Erde zuvorkommen. Allein dadurch würde man zugleich den Pflanzen die ihnen so zuträgliche nährende Kraft einer fetten Erde entreissen. Blos eine gute Wartung des Mistbeetes und eine ganz gemäßigte Wärme desselben tragen auch sehr vieles bey zur Verminderung dieses Uebels. Bey dem allen können aber oft nach zwey trüben Tagen, an denen die Fenster nicht geöfnet worden, die im Beete gebliebenen Dünste verursachen, daß alle Pflanzen von dieser Krankheit angesteckt werden. — — Hier ist also ein Mittel nöthig, das diese Entzündung gänzlich verhindere, ohne die Pflanze bey ihrem Wachsthum zu schwächen, und dieses ist folgendes: — In der, aus ganz alter verfaulter Kuhdünge, Laub oder Holzerde, und feiner Garten- oder ausgewitterter Schlammerde vermischten und zubereiteten Mistbeeterde werden mit der Hand ganz flache Rinnen gemacht, worin man den Saamen säen will, etwa

wa einen halben Zoll tief und 4 bis 6 Zoll breit. Die Erde wird zu beyden Seiten hingezogen, oder ganz herausgenommen, und wieder nachher aufgestreut. In dieser Vertiefung streue man eine dünne ebne Lage von trocknen leichten Bergsande aus. Oben darauf säe man den Saamen nicht zu dick, drücke ihn mit der Hand überall leise an den Sand, streue noch einmahl eine dünne Lage Sand hin, dann die zuerst hinweggenommene Erde, und endlich zuletzt wieder etwas Sand oben darauf, welcher ebenfalls etwas sanfte angedrückt wird. Bey dieser Verfahrungsart wird nicht leicht eine Pflanze verderben. Denn der Sand zieht den Dampf an, und durch den Sand vertheilt sich die Feuchtigkeit, folglich werden die Pflanzen davon befreyet. Uebrigens wird das fernere Wachsthum der Pflanzen auf warmen Mistbeeten durch öfteres Luftgeben sehr befördert.

H.

Weintrauben in kalten Gegenden und nassen Herbsten zur Reife zu bringen.

Die Hemmung der Bewegung des Nahrungssaftes, welche derselbe von der Sonnenhitze erhält, wodurch die Ausdünstung der wässerigten Theile verstärkt wird, und die Frucht an die Gränze der Gährung, das ist, zur Reife gebracht wird, ist die einzige Ursache, daß Früchte überhaupt reifen. Nach diesem Grundsatze kann man in die Stengel oder Stiele der Früchte, mit einem scharfen Gartenmesser einen kleinen Einschnitt machen, und das Laub, so wie die Früchte beschattet, abbrechen. Man wählet hiezu gerne den Anfang

des

des Septembers, oder überhaupt die Zeit, wenn die Trauben oder Früchte völlig ausgewachsen sind. Aber man nehme sich ja in Acht, daß man den Einschnitt nicht über die Hälfte der Fruchterde macht. Diese Schnitte hemmen den Zufluß des Saftes in die Traube, und die Sonne kann, sonderlich am Gemäuer den in den Trauben, die hart sind, vorräthigen Traubensaft, mit mehrerer Freyheit kochen und versüßen. Wenigstens bringt diese Methode die Trauben um 14 Tage früher zur Reife. In einigen Gegenden des Departements Orleans in Frankreich läßt man die Muskatellertrauben bis in den Frost, und so lange hängen, daß sie einschrumpfen, und halb faul werden, denn der Frost hält den Uebergang von der Weingährung in die Essiggährung und Fäulniß auf. Ja er veredelt selbst den Wein.

I.

Spargel mit wenig Kosten zu ziehen.

In jedem Boden, der nicht zu sehr unfruchtbar ist, kann man Spargel ziehen. Je mehr indessen die Erde natürliche Güte hat, je mehr sie durch die Kunst verbessert worden ist, und je tiefer sie ist, desto besser kommen die Spargelpflanzen darinnen fort. Man muß an den Orten, wohin man Spargel setzen will, wenigstens drey bis vier Fuß tief graben können, ohne Felsen anzutreffen. Es kommt aber beynahe das meiste auf guten Saamen an. Man bringe diesen etwas spät im Herbste, oder im Anfange des Jahres in die Erde, sobald dieselbe offen ist. Es erfordert der Spargel zwar ein gut gebautes Land, aber

es muß schon eine geraume Zeit vorher gedüngt worden seyn. Nun werden 9 bis 10 Zoll von einander entfernte Reihen gezogen, und darauf eines Zolls tiefe Löcher gemacht, so daß eins von dem andern etwa zwey Zoll weit entfernt ist. Man legt in jedes Loch nur ein Saamenkorn, und bedeckt es alsdann mit Erde. Leichter Boden wird zuletzt festgetreten. Nach Verlauf von sechs bis acht Wochen geht bereits der Saamen auf. Nie darf man unterlassen, die Pflanzen vom Unkraute zu reinigen. Es ist gar nicht übel, sie vor Eintritt des Winters mit kurzem Miste zu bedecken, wenn indessen das Land an sich selbst gut ist, so ist es nicht unumgänglich nothwendig. Den Pflanzen schadet der Frost nicht. Im folgenden Jahre gegen den Herbst, oder sehr frühe im Anfange des dritten Jahres, nachdem die Aussaat geschehen ist, werden die Pflanzen behutsam, ohne sie zu verletzen ausgehoben, und dahin versetzt, wo sie stehen bleiben sollen. Wegen der vielen Arbeit und der ungeheuren Menge Düngers, sind die gewöhnlichen Spargelbeete der Gärtner äußerst kostbar, und liefern doch nur verhältnißmäßig weniger Spargel, und dieser wenige hat noch obendrein einen unreinen Geschmack. Besondere Spargelbeete zu machen, hat man gar nicht nöthig, sondern man pflanze ihn auf die Rabatten, jedoch so, daß keine Pflanze der andern näher, als 5 bis 6 Fuß ist. Man läßt hierauf zu den oben bemerkten Zeiten, in der eben gedachten Entfernung in der Mitte der Rabatte ein Loch machen, welches ungefähr zwey Fuß lang, und eben so breit und tief ist. Wenn die untere Erde sehr wild ist, so wird solche auf die nächsten

Beete vertheilt, und das Loch mit guter Erde etwa einen Schuh zwey Zoll hoch angefüllt, und ein wenig zusammengedrückt. Alsdann setze man die unbeschädigte Pflanze dergestalt ein, daß ihre Wurzeln, nachdem solche, wenn es nöthig, beschnitten worden, ausgebreitet, und mit guter Erde einige Zoll hoch bedeckt werden. Diese Erde wird sanft angedrückt, und alsdann das Loch mit der nächsten guten Erde ausgefüllt. In jedes Loch setze man nur eine einzige gesunde wohlbestaudete Pflanze. Hierauf besäet, bepflanzet und dünget man die Rabatte so, als wenn kein Spargel da stünde. Erbsen, Stangenfisolen, und alles überhaupt, was hoch wächst, kann ohnehin nicht auf Rabatten gebracht werden. Solche Gewächse würden den Spargel durch Entziehung der Luft und Sonne, Schaden bringen. Man muß auch bey dem nöthigen Graben und Bearbeiten der Rabatten dafür sorgen, daß der Spargel auf keine Weise beschädiget werde. So läßt man den auf diese Art gepflanzten Spargel, zwey ganzer Jahre nach Belieben treiben und wachsen, ohne einen Stengel zu stechen, und wenn er sich auch noch so schön und stark zeigt. Er braucht vor dem Winter eben nicht besonders mit Mist bedeckt zu werden. Die dürren Stengel werden gar nicht, oder wenigstens nur einen Fuß hoch über der Erde abgeschnitten, sonst beraubt man die Wurzel des ihr so nöthigen Einflußes der äußern Luft. — Im dritten Jahr nach der Versetzung der Pflanzen, sticht man einen oder zwey Stengel von denen ab, welche sich am stärksten zeigen. Es darf aber dieses nicht eher geschehen, als bis schon etliche Stengel von dem nähmlichen Stocke unverletzt da-

stehen. — In dem vierten und folgenden Jahren werden alle Stengel bis gegen den achten oder zehnten Junius gestochen, jedoch unter der Bedingung, daß immer wenigstens ein Stengel auf jedem Stocke stehen bleibt. Der zuerst sich zeigende Stengel wird also nicht eher gestochen, als bis sich der zweyte zeiget. Wird er aber darüber zu alt, so bleibt er ungestochen stehen. Alle übrigen herauskommenden Stengel aber, werden bis zum 8. oder zehnten Junius gestochen. Hiedurch genießt der Stock beständig den Einfluß der Luft, und dessen Leben und Wachsthum wird befördert. — So erhält man viel starke, zarte und rein schmeckende Spargel, ohne daß man nöthig hat, etwas darauf zu verwenden, und ohne daß der Raum des Gartens durch besondere und kostkare Spargelbeete versperret wird. In den gewöhnlichen Spargelbeeten veranlaßt der Mist überdieß nur Fäulniß, und theilet den Spargel einen unangenehmen, unreinen Geschmack mit. — Und auf diese Art erhält man, wenn auch der Boden keiner der besten ist, Spargel von zehn bis eilf Loth, ja ganze Schüssel voll, wovon der geringste 5 Loth wiegt. Man erhält wohl auch öfters von einem Stocke 13 bis 15 schöne ansehnliche Stengel. Es geschieht zuweilen, daß ein Stock abgehet, und alsdann kostet es bey dieser Pflanzungsart weiter nichts, als eine neue Pflanze an dessen Stelle zu legen. Wenn man einen kleinen Garten hat, so kann man auf diese Art den ganzen Garten mit Spargel bepflanzen, und doch dabey das nöthige Gemüß nebenher ziehen. Indessen muß der Garten durchaus Luft und Sonne haben. Wenn der Spargel unter Bäumen steht,

die

die zu viel Schatten haben, so wird nichts daraus.

K.

Klugheitsregeln beym Saamen = Einkauf.

Wenn man von den Saamenhändlern seine Sämereyen zu kaufen genöthiget ist, so hat man sich sehr vor Betrug in acht zu nehmen. Diese Wucherer pflegen gewöhnlich alten verlegenen Saamen unter den brauchbaren zu mischen. Um nun hinter diese Tücken zu kommen, könnte man etwa folgenden Versuch machen:

Man nehme ein leinenes Läppchen, welches im Vierecke die Größe von vier Zoll hat. Mitten in dieser Läppchen legt man so viel Saamen, als man mit zwey Vorderfingern nehmen kann, etwa so viel wie eine mäßige Prise Schnupftoback austrägt. Alsdann nehme man solches an den vier Ecken zusammen, daß es einem Beutel ähnlich sieht. Der hineingelegte Saame bleibt in der Mitte, und man bindet dasselbe mit einem Zwirnfaden, jedoch nicht fest, zusammen, damit der Saamen zum Keimen und Aufquellen so viel Raum behalte, als er in gedachtem Läppchen nöthig hat. Alsdann nimmt man dieses Beutelchen, weicht es 24 Stunden in Wasser ein, und wenn diese Zeit vorbey ist, so legt man es in einem Scherben in die Erde, jedoch so, daß oben über der Erde etwas weniges von dem Läppchen noch zu sehen ist. damit man es desto füglicher herausziehen kann, wenn man glaubt, daß der Saame gekeimet ist. Neben diesem in der Erde eingelegten oder einge-

scharrten Beutelchen, steckt man einen kleinen Stock, worein der aufgeschriebene Nahme in einen darin gemachten kleinen Spalt gethan wird, damit wenn mehrere Saamen also probiret werden, sie desto füglicher von einander können unterschieden werden. Die runden Saamen sehen besonders im Aufquellen einander gleich. Ist dieses alles geschehen, so begießt man den Scherben an einem temperirten Orte: und wenn dieser drey bis vier Tage gestanden. so zieht man das Läppchen aus der Erde heraus. Wenn anders der Saame noch gut ist, so wird man alsdann finden, daß er zum Theil durch das Läppchen hindurch gewachsen ist. Wenn man dasselbe nun von einander leget, so kann man darinn alle Körnchen zählen. Dabey wird man wahrnehmen, ob der dritte oder vierte Theil alter verlegener Saamen vermischet worden. Sollten nun nicht alle Körner aufgekeimet seyn, so legt man das Läppchen wiederum in die Erde, und begießet die Erde abermahl, damit sie dieselba ansetzet, und wenn zwey oder drey Tage wiederum vorbey sind, und man zum andernmahle Körner darunter findet, welche nicht alle aufgegangen sind, so ist es gewiß ein Zeichen, daß der Saame nicht ächt, sondern verdorbener darunter gemischt worden. Wer **Zwiebeln, Porreau** oder **spanisch Lauch, Salbey, Petersilien, Pastinakwurzeln** und dergleichen, welche einige Wochen in der Erde liegen, und sehr langsam aufgehen, probiren will, muß diese wenigstens acht und vierzig Stunden, auch wohl länger, einweichen. Mit allerhand Steinobst, als **Nüssen, Aprikosen, Zwetschgen,** auch **Birn- und Aepfelkern, Kastanien, Spargel** und andern dergleichen Sorten mehr, gehet oben

be-

beschriebene Probe nicht an, und wenn man diese Saamen, wenn sie gleich frisch sind, im Frühjahre säen oder stecken wollte, so würde man einen grossen Fehler begehen, und unter tausend Körnern, würden kaum fünf oder zehn aufgehen. Daher müssen diese im Herbst, und zwar im Monat Oktober, November und December gesäet oder gestecket werden.

L.

Mittel wider die an den Kohlpflanzen befindlichen Kröpfe an der Wurzel.

Kleine Würmer oder Maden, welche sich in die äußerste Rinde der Pflanzen einfressen, sind die einzige Ursache der Knoten an den Stämmen und Wurzeln des Blumenkohls und der Oberkohlrabipflanzen. Wenn sie sich in Menge an eine Pflanze ansetzen, so muß sie längstens in Zeit von drey bis vier Wochen verdorren; sind es aber nur wenige, so entsteht ein häufiger Zufluß der Säfte in die von der Made zerbissenen Saftgefäße der Wurzel. Diese wachsen in der Länge und Stärke an, und bilden einen Auswuchs welcher mit der Zeit, wenn die Made heraus ist, zuwächst, und dergleichen Knotten formirt. Wenn man gleich Anfangs einen solchen Knotten von einander schneidet, so findet man bisweilen, besonders in den Monatradieschen, die Made lebendig, in der Folge findet man aber nur ein kleines Löchlein, wo sie gelegen hat. Es sind auch dergleichen Auswüchse an andern Gewächsen und Bäumen zu finden.

Die Made, welche diesen Knotten verursacht, entsteht aus einem von einer Fliegenart an die jungen Wurzeln gelegten Ey. Sobald sie aus selbigen ausgekrochen ist, frißt sie sich unter der Schaale in die Wurzel hinein, und nähret sich von dem Fleische derselben. Einige Wochen darauf verwandelt sie sich in eine Fliege, die Musca radicum genennt wird. Diese Gattung Fliegen legen ihre Eyer vornehmlich nur an die wegen fehlerhafter Nahrung erkrankten Pflanzen. Das Hauptmittel gegen dieselben kommt also darauf hinaus, daß man die jungen Pflanzen dergestalt warte, daß sie frisch und gut wachsen, und nicht zurückbleiben.

Allgemein empfiehlt man beynahe als Mittel gegen diese Maden folgendes. An dem Orte, wo die Pflanzen hin verpflanzt werden sollen, muß man ein Loch ohngefähr von einer Weite von 4 Zoll, und einer eben so grossen Tiefe machen. In dieses Loch nun steckt man die Wurzel der Pflanze hinein, und schüttet es hernach mit reinem Sande voll, damit die Wurzel sowohl als der Stamm in lauter Sande stehe, und ringsherum mit zwey bis drey Finger breit Sande umgeben sey. Wenn die Pflanze hierauf öfters begossen wird, so treiben die Wurzeln in wenig Tagen durch den Sand in das gute wohlgedüngte Erdreich.

M.

Ein paar wichtige Anmerkungen über die künstliche Obstgärtnerey.

Diese Bemerkungen sind nicht nur von wesentlichem Nutzen, sondern können auch auf manches

ches Angenehme Anspruch machen. Man merke also folgendes:

1) Man schneide aus mehreren Blüthen eines Baums, von welchem man Abänderungen der Früchte zu erhalten wünscht, mit einer Scheere alle Antheeren sorgfältig ab, noch ehe sie gestäubt haben. Um aber recht sicher hierin zu verfahren, würde es nicht übel seyn, wenn dieses gleich mit den ersten sich an einem Baume geöfneten Blüthen vorgenommen würde, weil es sonst, wenn auch der ganze Baum blühete, leicht geschehen könnte, daß die erst künstlich zu befruchtenden Blüthen schon durch Blüthen ihrer Art und von eben dem Baume ihre Befruchtung erhalten hätten.

2) Man nehme einen kleinen aus zarten Haaren verfertigten Mahlerpinsel, und streife mit demselben von der Blüthe eines Baums von eben derselben Art, womit man die Blüthe des andern Baums befruchten will, den männlichen Saamenstaub von den Staubkölbchen in hinlänglicher Menge ab. Sodann bringe man sie unverweilt auf die Narbe der Pistille derjenigen Blüthen, von welchen die Antheeren abgeschnitten worden. Hierauf bezeichne man jede dieser also befruchteten Blüthen mit einem beliebigen Zeichen, mit einem locker umgebundenen Stückchen Zwirn, Bast oder andern dergleichen Dingen.

3) Diese Bestäubung muß an einem heitern Tage, beym warmen Sonnenschein vorgenommen werden. Man muß sie aber auch an dem nähmlichen Tage noch einigemahl wiederholen, um der empfangenen Befruchtung desto gewisser zu seyn.

4)

4) Man lasse die Früchte, welche von diesen künstlich befruchteten Blüthen erwachsen, wohl zeitig werden.

5) Von diesen Früchten nehme man die Kerne, und stecke sie in eine Baumschule. Wenn man aber die ganze Frucht in ein mit guter Erde versehenes und wohl zugerichtetes Küchengartenbeet stecket, so ist es weit besser, und befördert ihr Aufgehen und ersten Wachsthum ungemein.

6) Man lasse die aufgegangene junge Bäumchen, auf ihrer ersten Stelle so lange unter gehöriger Pflege aufwachsen, bis sie die ersten Früchte getragen haben.

7) Wenn man erfahren will, was diese künstliche Befruchtung Gutes bewirkt hat, und man nicht geduldig genug wäre, auf die in einigen Jahren darauf erst erfolgende Wirkung zu warten, so schneide man im dritten Jahre das auf diese Art erzogene Bäumchen bis ins zweyte oder dritte Auge des erstjährigen Triebes ab, und pfropfe den abgeschnittenen Zweig auf einen Baum gleicher Art, der schon einige Jahre Früchte getragen hat. Ein solcher Zweig kann hernach bey guter Wartung und in einen fruchtbaren Boden schon im zweyten Jahre die ersten Früchte tragen, und man darf also auf diese in allem nur 4 bis 5 Jahre warten. Deswegen ist aber das abgeschnittene junge Bäumchen noch nicht ganz verloren, sondern es treibt aufs neue mit seinen noch übrigen Augen. Wenn man endlich die überflüßigen Aeste und Auswüchse wegschneidet, und nur einen stehen läßt,

so bildet er in der Folge einen Stamm den man wenn die Frucht gut ausgefallen ist, zu einem Baum erziehen, oder im gegenseitigen Falle mit einem bessern pfropfen oder okuliren kann.

N.

Eine ganz neue Art Champignons zu erziehen.

Es kommen die ächten Champignons in Gestalt runder Köpfe aus der Erde hervor. Ihre Oberfläche sowohl als ihr Stiel sind beyde ganz weiß. Nach der Zeit öfnen sich diese Knöpfe, und haben alsdann unterwerts eine bleiche Farbe. Wenn man sie voneinander bricht, so ist ihr Fleisch inwendig ganz weiß. Läßt man sie ungestört fortwachsen, so erlangen sie eine ziemliche Grösse, nehmen beynahe eine völlig flache Gestalt an, und die röthliche Farbe ihrer Unterfläche wird dunkelroth.

Hat man noch keine Treibebeete, und man möchte doch gerne Champignons ziehen, hat auch keine Gelegenheit in der nähe aus andern Gärten junge Brut zu bekommen, so muß man im August und September, als der eigentlichen Jahrszeit, in welcher sie von selbst wachsen, auf fetten Weiden Champignons suchen. Wenn man solche ausgräbt, findet man die Erde um sie herum die meiste Zeit mit kleinen weißen Knöpfchen angefüllet. Diese sind ihre Brut oder jungen Champignons, welche mit der Erde, in welcher sie liegen, sorgfältig herausgenommen, und in diesem Erdklumpen aufbewahrt werden müssen. Da man aber nie zu einer andern Zeit, als in den vorgedachten

dachten Monaten solche Brut auf Weiden finden kann, so wird man sie wahrscheinlich, wenn man sie zu anderen Zeiten verlangt, in alten Misthügeln nicht vergeblich suchen; besonders, wenn in denselben viel Streustroh ist, solches nicht durchnäßt und also nicht der Faulniß nahe ist. Nicht selten findet man sie auch in alten Mistbeeten. Sie siehet wie weiße Gartenerde aus, hänget aber in langen Fäden zusammen, und daran kann man sie, wenn welche da ist, leicht erkennen. Man kann sie sich aber auch selbst verschaffen, wenn man frischen langen Mist welcher noch nicht auf einen Haufen geschlagen gewesen, und also noch nicht in Hitze gerathen ist, mit steifer Erde vermischt. Wenn man ferner diese Mischung, damit keine Nässe eindringen könne, unter ein Obdach auf einen Haufen wirst, wo sie sich in denselben um so viel geschwinder zu erzeugen pflegt, je weniger die freye Luft Zugang hat. Hier ist aber noch nebenher zu bemerken, daß der Mist uicht so fest zusammengeschlagen werden dürfe, daß er in Hitze geräth, sonst könnte leicht die Brut davon verdorben werden. In einer Zeit von etwa zwey Monaten pflegt sich in einem solchen Haufen junge Brut zu erzeugen, besonders wenn er um und um mit alten Stroh, oder mit schon lange draussen gelegenen Streustroh, welches nicht mehr in Hitze geräth, belegt ist. Die dann gefundene junge Brut muß bis zum Gebrauch trocken erhalten werden. Denn je trockner sie ist, desto besser schlägt sie an. — Die Beete zu den Champignons werden aus ziemlich strohigtem Miste angelegt. Er darf aber nicht auf einen Haufen geschlagen gewesen seyn, auch sich nicht entzündet haben,

sondern es ist am besten, wenn man die Beete aus solchem Mist anlegt, der wenigstens schon vier Wochen auseinander geworfen gelegen hat. Und hat er dieß, so muß sein Lager auf einem trocknen Boden über der Erde in einer beliebigen, und der Menge, in welcher man die Champignons verlangt, angemessenen Länge, 2½ bis 3 Fuß breit, gewesen seyn. In dieser Breite legt man zuerst einen Fuß hoch Mist, über den Mist etwa vier Zoll tief steife Erde, über die Erde wiederum Mist, etwa 10 Zoll hoch, dann wieder eine Lage Erde u. s. w. so daß man das Beet von unten auf etwas einziehet, und ihm von beyden Seiten die Gestalt eines Hausdaches giebt, welche man ihm mit drey Lagen Mist, und eben so viel Lagen Erde geben zu können pflegt. Dann bedeckt man es, um sowohl die Nässe abzuhalten als auch das Austrocknen zu verhüten, mit Streustroh oder mit altem Stroh, und läßt es 8 bis 10 Tage so bedeckt; binnen welcher Zeit es den Grad der Wärme zu bekommen pflegt, welchen es haben muß, wenn die einzulegende Brut ausschlagen soll, denn weil dieselbe von starker Hitze eben sowohl, als von der Nässe verdirbt, so muß die Wärme des Beets nur sehr mäßig seyn.

Hat nun das Beet den für die junge Brut erforderlichen Grad der Wärme erreicht, so nimmt man die Strohbedeckung wieder ab, streicht beyde Seiten des Beetes glatt und eben, und belegt das ganze Beet etwa einen Zoll hoch mit leichter und fetter, doch aber nicht nasser Erde. Dann drücke man jeden kleinen Klumpen von der Brut, drey bis vier Zoll weit voneinander hinein, man be-

lege sie etwa ½ Zoll dick mit einer solchen leichten Erde, und bedecke das Beet zuletzt so dick mit Streustroh, daß sowohl die Nässe nicht eindringen könne, als auch das Austrocknen vermieden werde.

Werden solche Beete im Frühjahre oder im Herbste angelegt, wo eine gemäßigte Witterung herrscht, so schlägt die junge Brut viel geschwinder an, und schon vier Wochen nachher pflegen Champignons hervorzukommen. Werden sie aber im Sommer, wo die Witterung sehr heiß ist oder im Winter, wo es sehr kalt ist, angelegt, so pflegt es viel länger zu dauern.

Bey Wartung der Treibebeete hat man vorzüglich darauf Achtung zu geben, daß man sie in einem gehörigen Grade von Feuchtigkeit erhält, und sie nie zu naß werden läßt. Während des Sommers muß man die Strohbedeckung bisweilen abnehmen, damit sie, wenn es ihnen vonnöthen, ein gelinder Regen anfeuchten könne. Bey anhaltender Dürre muß man sie gelind begießen, ohne ihnen jedoch zu viel Feuchtigkeit zu geben. Denn Winter über müssen sie so viel als immer möglich trocken und so bedeckt gehalten werden, daß die Kälte nicht eindringen kann. Wenn man sie zur Zeit des Frostes, oder bey sehr kalter Witterung mit etwas Stroh bedeckt welches aus einem Misthaufen ausgeschüttelt worden, so befördert man dadurch ebenfalls das Wachsthum der Champignons. Dieses Stroh aber darf nicht unmittelbar auf das Beet gelegt werden, sondern man legt zuvor trockenes Stroh auf dasselbe, und auf solches das warme Streustroh. So oft man wahrnimmt, daß

sich dasselbe verlieret, muß man es mit anderm ersetzen, und so wie die Kälte zunimmt, muß es viel dicker aufgelegt werden

Beobachtet man diese Vorschriften, so kann man zu jeder Jahrszeit Champignons in Menge haben, und diese durch die Kunst erzogenen Champignons haben vor denen, welche auf den Weiden von selbst wachsen, einen grossen Vorzug zur Speise.

Ein Champignonbeet, welches auf vorbeschriebene Art abgewartet worden, giebt, wenn die eine gelegte Brut gut angeschlagen ist, verschiedene Monat nacheinander eine Menge Champignons. — Bricht man ein Beet wieder um, so muß man aus demselben zu einer neuen Pflanzung junge Brut nehmen, und solche bis zu der Zeit, da sie zur Anlegung neuer Beete gebraucht werden darf, an einem trocknen Ort verwahren. Dazu aber werden wenigstens fünf bis sechs Wochen erfordert, damit sie vor dem neuen Einlegen wieder Zeit haben, recht trocken zu werden, sonst schlägt sie nicht gut an.

Bisweilen pflegt es wohl zu geschehen, daß Beete, ohnerachtet sie nach der obigen Vorschrift angelegt sind, doch unter fünf bis sechs Monaten keine Champignons treiben. Wenn sie schon Anfangs der Erwartung nicht zu entsprechen scheinen, so darf man sie doch deswegen nicht gleich umreissen. Die Erfahrung hat es gelehrt, daß sie oft nachher, nicht nur eine außerordentliche Menge

Champignons gegeben haben, sondern auch lange Zeit in vollkommener Tracht geblieben sind.

Bey den Chinesern machen die Champignons einen guten Theil ihrer Nahrung aus. Die Methode, derer sie sich bedienen, die Schwämme zum wirthschaftlichen Gebrauch zu vermehren, ist, daß sie eine Menge verfault Holz von Ulmen, Maulbeeren, Weiden, Pappeln, Fichten, Kastanien (Kästen) in eine gute, Nachittag im Schatten liegende Erde, verscharren, dasselbe einen ganzen Winter durch liegen lassen, es oft anfeuchten, vorzüglich im Sommer, wenn es warm zu werden anfängt. Dieses Holz wird mit Erde aus ihren eigenen verwitterten Blättern bedeckt, und mit Wasser befeuchtet, in welchem Salpeter aufgelöst worden. Hiedurch gewinnt man ganz sicher das erste Jahr Schwämme.

Die Chineser genießen von verschiedenen Bäumen Schwämme, und finden selbige für gut. Sie haben daher auf Mittel gedacht, wie sie davon so viel, als sie verlangen, erziehen und einärnten können. Das Mittel besteht darin: daß sie einen beliebigen Stamm von obbenannten Bäumen, der älteste ist der beste dazu, an einen schattigten und gegen Mittag zu liegenden Ort einscharren, und ihn bey grosser Hitze oft mit Wasser begießen. Alles was von diesem Stamme über der Erde stehet, vornähmlich wenn er seine Rinde noch hat, bedeckt sich mit Schwämmen. Einige Tage hernach sammelt man sie zum Essen, macht sie mit Salz ein, und trocknet sie. Kaum sind wiederum einige Tage verflossen, so sieht man schon andere

wieder hervorschießen, und das dauert so einige Monate fort. Nach einigen Tagen muß man sie wieder abnehmen, weil sie sonst hart und holzigt werden. Um die Schwämme ohne Gefahr genießen zu können, lassen die Chineser einige Bimsenstücke mit ihnen kochen. Der Kern davon wird mit samt der Art Schwämme, die dem Menschen schädlich seyn, gelb. — Verdient nicht diese Chineser-Mode nachgeahmt zu werden? Eine solche Nachahmung, die sich auf Klugheit gründet, macht dem Menschen Ehre! Wie viel Menschen würden an ihrem Leben und an ihrer Gesundheit erhalten worden seyn, wenn man schon längst auf ein Mittel gedacht hätte, den Schwämmen die Unschädlichkeit zu benehmen!

Ehe ich ganz die Materie von der künstlichen Erzielung der Schwämme schließe, muß ich noch einer Methode gedenken, deren nan sich zu diesen Behuf in Italien bedienet. Es findet sich daselbst eine Steinart, die schon seit Jahrhunderten dadurch berühmt geworden ist, daß zu allen Jahrszeiten darin gute eßbare Schwämme wachsen. Er wird aus dem Grunde Schwammstein genannt, und besteht eigentlich aus einem weißen kristalartigen zusammengesinterten Kalktuf, den man in den neapolitanischen Kalkgebürgen, welche an Romanien gränzen, findet. Wenn man ihn in einen feuchten Keller legt, und mit Wasser begießt, so läßt er zu allen Zeiten des Jahres eßbare Schwämme auswachsen. Naturkündige wollen hievon zur Ursache angeben, daß dieser Kalktuf allerhand kleine Wurzeln und Fasern von Gewächsen enthalte, worunter auch vermuthlich die

klei-

kleinen Saamen von Schwämmen befindlich wären, welche durch die Nässe zum Auswuchs gebracht würden. Man hat auch daselbst eine erhärtete Gewächserde, die gleiche Eigenschaften besitzen soll. Dieses ist in Italien so bekannt, daß man sich in den Häusern der Vornehmen zu Neapel und Rom dieser Steine allgemein bedient. Ohnerachtet dieser Umstand eigentlich nicht für mehrere Gegenden paßt, so ist es doch angenehm zu wissen, wie der liebe Gott in manchen Ländern so wunderbar und wohlthätig den Bedürfnissen der Menschen abzuhelfen wußte.

O.

Ein ganz neues und sicheres Mittel, die furchtbaren Maikäfer und ihre Larven auszurotten.

Außer dem öftern und tiefen Pflügen, welches allerdings nicht wenig zur Ausrottung und Vertilgung dieses schädlichen Insekts dient, könnte man auch noch im Frühjahre Hanf in dieses Land säen, vor welchem alle Insekten einen Abscheu haben. Ein einsichtsvoller Naturforscher macht über dies noch den Vorschlag, daß man wälsche Hühner hinter dem Pflug sollte hergehen lassen, welche diese Larven gern fressen, und sich davon mästen würden. Ein anderer empfiehlt wieder, den Mist, worein die Käfer ihre Eyer legten, nicht eher in die Gärten und aufs Land zu bringen, als bis er ganz verfault wäre, den frischen aber vor Winters auszuführen, und ihn gleich unterpflügen zu lassen.

P.

Die wirksamsten und besten Mittel, die Insekten zu vertilgen, welche in Gewächshäusern, Mistbeeten und Gärten die größten Zerstöhrungen anrichten.

1) Ausrottung der Milbenspinne. Man nehme Seife, löse sie in hinreichender Menge Wassers auf, und mache davon eine ziemlich starke Lauge. Mit dieser Lauge werden die Melonen drey Tage nacheinander begossen, die Ranken und Blätter werden auch beym Begießen umgewendet, damit die ganze Pflanze mit diesem Seifenwasser benetzt wird. Hierdurch verlieren sich dieselben in kurzer Zeit.

2) Das erste Mittel zu Vertilgung der Schildläuse ist, daß man, sobald sich dergleichen Insekten an den Gewächsen zeigen, selbige gleich anfänglich sorgfältig davon reinigen läßt, damit sie sich nicht erst einsaamen und vermehren können. Sind aber die Bäume, besonders Orangerien und Pfirsichbäume, schon so sehr davon eingenommen, so müssen selbige gleich im Frühjahre sobald es nur die Umstände erlauben, mit Essig, worin etwas Salz geworfen worden, sorgfältig gewaschen und gereiniget werden. Man bedient sich hiezu einiger Bürsten, die vorzüglich zu diesem Behuf verfertigt werden müssen.

Die bequemste Zeit hiezu ist das Frühjahr, weil zu der Zeit der Saame zu ihrer Vermehrung noch aller unter den Hülsen liegt, und noch nicht zeitig ist. Im Monat Mai und Junius, wenn

wenn die Wärme kommt, fängt dieses Insekt an auszukommen. Diese Prozedur könnte freylich auch im Herbste, wenn sie nicht mehr zeitigen, vorgenommen werden; allein zu der Zeit sind schon Millionen mehr, und die Jungen sind noch sehr klein und versteckt, daß man sie unmöglich alle finden kann.

Wenn aber eine Orangerie, oder andere Bäume, schon zu sehr mit diesen Geschmeiß verunreinigt sind, so kann kein Waschen und nichts mehr helfen. Das einzige, was man alsdenn noch thun kann, ist, daß man alle Zweige mit Frucht und Blättern, nähmlich an einer Orangerie, abschneidet, und so wieder von neuen austreiben läßt. Nachher aber müssen solche Bäume wohl in Acht genommen, und nicht wieder durch eine üble Wartnng vernachläßigt werden.

3) Das sicherste Mittel die Pflanzenläuse oder Neffen oder Mehlthau, von den Pflanzen abzuhalten, ist, daß man die Gewächse in reine gute Erde verpflanzt, die nicht mit solchen Bruten angefüllet ist. Denn Erde, die viel frische Mistheile in sich hat, oder von Laub und Unkraut zusammengesetzt ist, erzeuget man besonders viel Ungeziefer. Hingegen eine gute fette Erde, mit Kuhlager vermischt, die einige Jahre an einem freyen luftigen Orte gelegen hat, von Unkraut immer rein gehalten, und oft umgearbeitet worden, ist allen Gewächsen gut, und erzeuget gewiß keine Insekten. In freyen Gärten ist zur Vertilgung dieser Insekten wohl kein spezielles Mittel eigentlich vorzuschlagen, doch aber kann

man auf folgende Art ihrer Ausbreitung sehr hinderlich seyn: nähmlich wenn man gleich Anfangs, da sie zum Vorschein kommen, fleißig darauf siehet sie mit den Händen abstreicht und zerquetscht. Ferner, wenn man ein Unkraut, in die Gänge neben die Gewächse, welchen sie Schaden thun, leget, so findet man sie häufig darunter versammelt und man kann sie leicht darunter zermalmen.

Man sagt auch, daß man mit pulverisirtem Schwefel die Pflanzenläuse an zarten Gewächsen in Glas- und Treibhäusern vertilgen könne. Auch könnte man in freyen Gärten an den Kirschbäumen mit ungelöschtem pulverisirten Kalk die Probe machen.

4) Die sogenannten Kelleresel gänzlich vertilgen zu wollen, würde zu viel gewagt, und vielleicht nicht möglich seyn. Man kann sie am besten auf folgende Weise vermindern; wenn man ihnen nähmlich solche angegangene Früchte vorsetzt, die sie am liebsten essen, oft darnach siehet, und die dabey befindlichen tödtet. Ferner, daß man die Blummentöpfe zuweilen aufhebt, und sie auch da verstört. Auch kann man ganze Kolonien vertilgen, wenn man im Monat May und Juni, an den Pfirsich Mauren und an andern Orten, wo sich viele aufhalten, hin und wieder etwas Moos klumpenweise hinleget, und einige Tage lang unberührt liegen läßt; so versammeln sich jung und alt; legen auch ihren Saamen darunter, so daß man sie bey einigen hunderten tödten kann.

5) Ein solches Mittel, die Ohrwürmer von Blumen und Früchten zurück zu halten, daß sie keinen Schaden daran thun, ist zur Zeit noch unbekant. Solche aber Haufenweise zu versammeln, zu fangen, und zu tödten, kann man folgendes Mittel empfehlen:

Wenn die blühenden Nelken von den Ohrwürmern angefallen werden, so nimmt man einige Besen, kauft für einige Groschen Nelkenöl, vermischt etwas Honig damit, und schmiert davon ein wenig Baumwolle, diese Baumwolle steckt man in die Besen, die man bey den Nelken leget. Solchergestalt versammeln sich die Ohrwürmer häufig in die Besen, und man kann sie tödten. Auch lieben die Ohrwürmer sehr das gelbe Wurzelkraut, wenn man es daher klumpenweise hin und wieder legt, kann man viele fangen. An Spaliers und andern Fruchtbäumen kann man diese Mittel ebenfalls gebrauchen, noch besser aber, wenn man hier und da Rohrmatten ansetzt, worin sie sich sehr häufig und gern versammeln.

6) Man will auch noch folgendes Mittel für die Ohrwürmer bey Nelkenstöcken empfehlen. Man mache von starken Oktavblättern kleine Tuten oder Krämerhäuschen und hänge diese umgekehrt über die Nelkenstöcke. In diese kriechen die Ohrwürmer des Nachts hinauf. Am Morgen hebe man sie behutsam, steche ein kleines spitziges Hölzchen in die Tute, um sie loszumachen, schüttle sie dann auf die Erde, und zertrete sie.

Q.

Von der Kunst Ananas im Wasser zu erzielen.

Man befestige nahe an dem höchsten Orte der hintern Wand des Glashauses ein Tragebret, so, daß die Ananaspflanze ohne oben an das Glas zu rühren, doch aber so nahe als möglich an demselben stehen könne. Auf dieses Brett setze man einige Schüsseln von 7 bis 8 Zoll hoch, und fülle sie mit Wasser, und in diese setze man den Topf mit der Ananaspflanze. So wie das Wasser weniger wird, schütte man andres hinzu. Man mag nun in diese mit Wasser angefüllte Schüsseln, Pflanzen, die in Frucht stehen, oder junge Pflanzen, so bald sie nur gewurzelt haben, setzen, so gedeihen sie sehr gut. Die Frucht, so auf diese Art gezogen wird, ist immer viel grösser und schmackhafter als diejenige, so in einem Lohbeet reif geworden. Man hat nicht einmahl nöthig den Topf mit Erde in die mit Wasser angefüllten Schüsseln zu setzen, selbst die Pflanze ohne Erde gedeihet und liefert sehr schmackhafte Früchte, wenn nur die Wurzel beständig unter Wasser gehalten wird. Selbst wenn die Wurzel abgebrochen ist, so setzt man blos den Strunk ins Wasser, so zeigen sich bald neue Wurzeln, und man erhält vollkommene schmackhafte Früchte.

R.

Erprobtes Mittel, die im Frühjahre gesäeten Pflanzen wider die Erdflöhe zu schützen.

Die Gärten, welche ein frisches und schweres Erdreich haben, sind insgemein der Plage der

Erdflöhe ausgesetzt, welche die im Frühjahre an sonnenreichen Wänden gesäete Pflanzen verderben, daß dadurch der Gärtner in Gefahr gesetzt wird, die zur zeitigen Bestellung des Gartens zu verlieren. Diese Feinde abzuhalten, muß man die Pflanzen im Schatten säen, weil die Erdflöhe sich immer an der warmen Sonnenseite halten. Dieses hat seine Richtigkeit, wenn dadurch nicht der Endzweck des Gärtners frühe Pflanzen zu gewinnen, verhindert würde. Folgendes Mittel gründet sich auf die Erfahrung, daß die Erdflöhe, die Radiesblätter allen andern vorziehen, man säe deshalb solche unter alle andere Gattungen von Pflanzen, so werden sie dieses Kraut fressen, und das andere verschonen.

S.

Von Erbauung der Pflanzenseide.

Die Seidenpflanze ist eine von denjenigen Gewächsen, die wegen ihren ökonomischen Nutzen Aufmerksamkeit verdient. Die Pflanze wurzelt sich wie Unkraut so leicht ein, daß sie kaum auszurotten ist. Die Wurzel sieht fast den Spargelwurzeln ähnlich, treibt einen 5 bis 8 Fuß hohen Stengel, der wohl einen Daumen stark werden kann, und im grünen Zustande sowohl als das Kraut einen milchigten, aber scharfen und ätzenden Saft enthält. Im August erscheinen die Blumen Büschelweis, 3 bis 5 und mehrere an einem Stengel, und gleichen an Gestalt, Farbe und Geruch den Tuberosen. Nach der Blüthe kommt eine Schote hervor, die den Schoten der Saubohnen sehr ähnlich ist, dem auch das ganze Gewächs sehr

gleichet, nur mit dem Unterschiede, daß die Stengel und Schoten des Apocyrum nicht schwarz, wie bey jenem, sondern grau werden; daher die Pflanze auch grauer Hundsbiß genennet wird. Ein jeder Stengel kann 20 bis 40 Schoten tragen, die ganz gepfropft voll Seide und Saamen stecken. Die Seide sieht weisgelb aus, wenn sie recht reif ist, unreif aber gelb. Sie ist höchstens ein bis zwey Zoll lang, und sitzt auf dem keimenden Ende des Saamens. Oben breiten sich die höchst feinen, weichen und glänzenden Haare der Seide aus, und unten sind sie auf dem Saamen in einem Knöpfchen ganz nahe zusammen vereinigt. Wenn die ganze Schote reif und dürr ist, geht auch die Seide gern von dem Saamen ab. — Sie liebt einen lockern, sandigten und etwas feuchten Boden, der den Nordwinden nicht ausgesetzt ist, und in den Frühlings- oder Sommermonaten etlichemahl gepflügt, gedüngt, und vom Unkraut gesäubert wird; und darauf werden im Oktober die Pflanzen Reihenweise, wenigstens 2 Fuß weit von einander, eingelegt. Wenn sie im folgenden Jahre etwa einen halben Fuß hoch sind, wird zu Ende des Mai, oder im Juni, nach einem starken Regen, das Land zum erstenmahle durch Hacken vom Unkraut gereiniget, und dieß bis Michaelis wohl dreymahl wiederholt, Desgleichen muß jährlich, im ersten Herbst, und im späten Frühling, die junge Brut, deren Vermehrung die Hauptstöcke sehr schwächt, abgesetzt werden, weil in solcher Jahreszeit die Verwundung der Wurzel, und das Auslaufen des Milchsaftes nichts schadet.

Die Nebenstengel werden bis auf die Hälfte eingeknickt, und nach der Vertrocknung abgeschnitten, sobald die Hauptstengel ihre Blumen zeigen. Eben so verfährt man auch mit der Spitze der Hauptstengel, wenn die 4 oder 5 untersten Blumenbüschel abgeblüht und Früchte angesetzt haben. Diese fangen gemeiniglich im August zu reifen an, indem ihre äußere häutige Schale weicher, gelb und runzlicht wird, und sich nach und nach öffnet, so daß man die Seide und den Saamen liegen sieht. Alsdann schneidet man immer um den andern oder dritten Tag, bey trockner Witterung, die reifen Früchte ab, und läßt sie im Schatten auf Strohhorden oder Netzen vollends aufspringen; worauf die Seide herausgenommen, vom Saamen gereinigt, in reine Siebe gebracht, sortirt, und an einem trocknen Orte aufbewahrt wird. Nach der Erndte werden die trocknen Stengel kurz über der Wurzel abgeschnitten, die ausgegangenen Stöcke durch junge Pflanzen ergänzet, im November jährlich, oder auch nur alle zwey Jahre mit Mistdünger bedeckt, und im folgenden Jahre das Land, nach Art der Spargelbeete frühzeitig und vorsichtig umgegraben.

Diese Gewächsseide kommt der ächten Seide sehr nahe, nur daß sie höchstens 2 Zoll lang ist, und deswegen auch nur so wie Floretseide behandelt und gesponnen werden muß. Sie giebt auch schon für sich ein festes Gespinnste, das durch Schlicht, Leim oder Hausenblase noch mehr befestigt werden kann; aber mit Wolle, feinen Haaren oder Floretseide u. d. gl. vermischt, lassen sich daraus Strümpfe, Mützen, Hüte und allerhand

andere Zeuge verfertigen, welche sich durch innere Güte und schönes Ansehen empfehlen, Es hat auch Herr Prediger Gleditsch in Berlin, ein besonders thätiger und einsichtsvoller Oekonom, durch dergleichen Vermischungen ein gutes Garn erhalten, woraus Strümpfe gestrickt und gewebt worden, die sehr fest und dicht gewesen sind, die stärkste Walke vertragen, und die Güte und Feine der englischen Kastorstrümpfe gehabt haben. Auch hat man daraus ein so festes Gespinnst erhalten, daß Tuch, Rasch, Etamin, Serge de Rome, und eine besondre Art eines neuen Zeuges daraus zum Vorschein gekommen, das zwischen Etamin und spanischen Tuche das Mittel gehalten, überaus fein und dicht gewesen, die stärkste Walke 16 Stunden lang ausgehalten, und nach der Zubereitung einen vollkommnen Seidenglanz bekommen haben soll.

T.

Von den Raub- und Heerbienen, und einem sichern Verfahrungsmittel gegen dieselben.

Diese so berüchtigten schädlichen Räuber entstehen insgemein aus gemeinen, ruhigen und fleißigen Bienen, wenn schlechte und zur Zucht untaugliche, weiserlose Stöcke nicht gehörig verwahrt werden, und Freyheit behalten, aus solchen das Honig zu holen. Können die Bienen durch den Geruch, der bey ihnen außerordentlich stark ist, diejenigen Kammern ausspüren, wo Honig anzutreffen ist, warum sollten sie nicht auch diejenigen Stöcke auszuspüren im Stande seyn, die keinen Weiser haben, und ganz wehrlos sind? Und nur als-

alsdann entstehen eigentlich Heerbienen die es aber sogleich wieder zu seyn aufhören, sobald man solche wegnimmt, und in sichere Verwahrung bringt. Sie werden sich sehr hüten einen Stock anzufallen, der noch mit einem Weiser versehen ist; es müßte denn seyn, daß man sie durch eine schädliche Nachsicht sehr überhand nehmen lassen. Denn ein jeder Anfall, der ihnen für frey ausgehet, macht sie nur wüthender. Sie kommen, wenn sie freye Hand behalten endlich mit äußerster Wuth, und in ungeheurer Menge angezogen. Anfänglich nur ganz einzeln, sobald aber nur eine oder die andere mit Beute beladen in den Stock wieder zurückkehrt, so folgen auch in wenigen Minuten desselben sämtliche Bienen nach; und nicht nur diese, sondern auch die benachbarten, und das immer so weiter. Auf diese Weise kann es nun leicht geschehen, daß der ganze Bienenstamm eines Nachbarn zu den Meinigen herüber kömmt, und gute und schlechte Stöcke von ihnen überfallen und beraubet werden.

Denn wenn sich auch gleich die guten anfänglich mit aller Macht zur Wehr setzen, und einen noch so beträchtlichen Theil der Heerbienen umbringen, so ist doch die Anzahl derselben viel zu groß, und ihr Anfall viel zu wüthend, als daß sie nicht endlich übermannt werden sollten; zumahl wenn außer dem Flugloche sich noch mehrere Oeffnungen an den Stöcken befänden. Zu mehrerer Bestättigung dessen, was jetzt vom Ursprung der Heerbienen angeführet worden, darf man nur den rechten Zeitpunkt in Ueberlegung ziehen, wo selbige am meisten zu befürchten sind. Es ist nähmlich bekannt, daß das Frühjahr und der Herbst, oder

vielmehr der Ausgang des Sommers, die rechten Zeiten sind, wo sich die Heerbienen einfinden. Aber dieß ist auch eben derjenige Zeitpunkt, wo es die mehrsten weiserlosen Stöcke giebt. Wie mancher Stock verliert nicht im Winter seinen Weiser durch Erstickung, durch Krankheit, oder durch einen andern Zufall. Gegen den Herbst pflegen noch mehr weiserlose Stöcke zu entstehen, als im Frühjahre, weil es leicht geschehen kann, daß die Weiser durch das vielfältige Schwärmen verloren gehen.

Um die Sache völlig ins Licht zu setzen, so will ich die Erfahrung eines Bienenvaters anführen. Vor einiger Zeit, an einem sehr heißen und schwülen Tage, als eben die Nahrung der Bienen zu Ende zu gehen anfing, bemerkte derselbe, daß viele von seinen Stöcken, davon etliche 50 waren, auf den Raub gingen. Weil aber nur noch ein einziger an seinem Orte Bienen hatte, so war es auch sehr leicht zu vermuthen, daß sie nirgends anders, als dort anzutreffen seyn würden. Da er nun wußte, daß der Besitzer nicht zu Hause war, derselbe auch seine Bienen schlecht wartete, so ging er selbst an Ort und Stelle. Hier war alles mit Heerbienen dergestalt angefüllt, daß er kaum durchkommen konnte, und die Bienenkappe aufsetzen mußte, um alles in der Nähe betrachten zu können. Kaum konnte er vor grosser Menge der Bienen, die fast vor allen Stöcken gleich stark wütheten, diejenigen besonders auszeichnen, die am mehresten befallen, und von denen die Heerbienen ohne alle Umstände eingelassen wurden. Endlich hat er bey genauer Untersuchung gefunden, daß

es deren achte waren. Er machte solche sogleich zu, doch dergestalt, daß die in den Stöcken befindlichen Bienen vermittelst einer Federspule noch etwas Luft behielten. Hierauf hat derselbe eine merkliche Abnahme der Heerbienen verspürt, und nach Verlauf einer Stunde hat der ganze Lärm mit einemmahle aufgehöret. Als er am folgenden Tage die Stöcke untersucht hat, so zeigte es sich, daß alle acht beraubte Stöcke weiserlos gewesen waren.

Im Jahre 1776 ereignete sich das nähmliche Schicksal. Die fremden Bienen stellten sich diesmahl sehr früh ein, und der Sommersaamen hatte kaum zu blühen angefangen, als sich schon haufenweise vor dessen Bienenhause sehen ließen. Da es noch früh im Jahre war, und der befallene Stock nur einmahl geschwärmt hatte, so wollte er ihn nicht gleich todt machen, sondern er verengerte das Flugloch, stopfte und schmierte alle übrigen Oeffnungen des Stocks dicht zu, und legte auch, um den Bienen einen anderen Geruch zu verschaffen, noch zum Ueberfluß etwas Liebstockwurzel darunter; aber es war alles vergebens. Er wurde daher von seiner Stelle genommen, und auf einige Tage in einen entlegenen Winkel des Gartens gesetzt, worauf auch sogleich das Rauben aufhörte. Nach zwey Tagen wurde der Stock wieder an seinen vorigen Ort gesetzt; aber kaum hatte er einige Stunden gestanden, so stellten sich die fremden Gäste wieder ein. Es wurde daher die ganze Besatzung desselben getödtet, wobey sich nur eine sehr kleine Anzahl gewöhnlicher Arbeitsbienen, keine einzige Zelle mit junger Bienenbrut, dagegen alles

voll junger Drohneneyer und Maden fand. Nun wurden eine Zeitlang keine Heerbienen bemerkt. Als aber die Sommersaat ausgeblühet hatte, so fanden sie sich wieder ein, so daß 7 Stöcke auf einmahl davon angefallen wurden. Der Bienenvater glaubte gewiß, daß seine Stöcke noch Weisel haben müßten; indessen beschauete er sie doch, und entdeckte bald an zweyen die fatale Drohnenbrut, die auch sogleich beyseite geschaft wurden, allein bey den übrigen konnte er keinen von den sonst bekannten Fehlern wahrnehmen. Bey einigen erblickte er indessen theils zugemachte, theils offene und mit Futterbrey versehene Weiselhäuser. Bey so bewandten Umständen konnte er sich nicht entschließen, diese Stöcke todt zu machen; denn ob sie auch gleich jetzt keinen Weisel hatten, so standen sie doch im Begrif, sich dergleichen zu machen. Sie wurden daher nur von den Stellen weggenommen, und in eine dunkle Kammer gebracht; darauf hörte das Rauben auf. Nach zwey Tagen fand sich, daß viele Bienen sich von diesen kranken Stöcken verflogen hatten, und andere erstarrt auf der Erde herumkrochen, welche wieder an ihren vorigen Ort gebracht wurden. Aber sogleich ging auch der Lärm wieder an; und deswegen mußten diese Stöcke getödtet werden. Hiebey fand sich nun, daß in dem einen der Weiselhäuser zwar wirklich ein Weisel war, aber er lag verkehrt, und war schon größtentheils verfault; in dem andern, der mit Futterbrey versehen war, fand sich eine kleine Drohnenmade. Und nun war es begreiflich, warum die fremden Bienen diesen Stock beheert hatten; denn er taugte nicht weiter zur Zucht, und hatte keinen Weisel. Eben diese Be-

wandtniß hatte es auch mit den übrigen. Diese Erfahrung schien also ganz untrüglich zu bestättigen, daß man bey den Stöcken, die von Heerbienen befallen werden, immer ganz sicher zum Grunde setzen könne, daß sie geheime Fehler haben.

So gewiß aber auch alles dieses ist, so gesteht der angeführte Bienenvater dennoch, Fälle erlebt zu haben, wo Raubbienen entstanden sind, ohne daß sie von vorgedachten Ursachen ihre nächste Veranlassung hergenommen haben. Es kann sich nähmlich zu gewissen Jahrszeiten bey voller Nahrung ereignen, daß Bienen untereinander heerisch werden, ohne daß eine von den obgedachten Ursachen statt findet. Wenn z. B. die Bienen des Nachbars über mein Bienenhaus wegfliegen müssen, um den Winter- oder Sommerrübsaamen, der mit meinem Bienenhause gerade um die Zeit einerley Direktion hat, zu erreichen, so kann es sehr leicht geschehen, daß diese bey meinen Bienen einsprechen, indem sie durch den starken Broden herbeygelockt werden. Weil nun gerade zu derselben Zeit alle Bienen einerley Geruch haben, indem sie einerley Nahrung genießen, die Bienen auch dann viel zu geschäftig sind, als daß sie auf etwas anders leicht merken sollten; so werden die fremden auch ohne Widerstand von allen und jeden frey in ihre Stöcke eingelassen. Wie leicht kann es nun nicht geschehen, daß eine gefährliche Bienenräuberey dadurch veranlaßt wird?

Ist es aber keinem Zweifel unterworfen, daß die Heerbienen keine eigne und besondre Gattung

von Bienen ausmachen, so wenig, als sie durch Kunst oder Zauberey dazu gebracht werden können, und daß sie nur alsdann zu entstehen pflegen, wenn Honig ohne Widerstand von ihnen zu bekommen ist, und wenn man weiserlose Stöcke stehen läßt, und nicht bey Zeiten wegschaft. Es ist also kein Schein des Rechts vorhanden, denjenigen für strafbar zu halten, dessen Bienen durch besondere Veranlassung, zu gewissen Jahrszeiten, dann und wann räuberisch werden. Würde es in der That nicht eine schreyende Ungerechtigkeit seyn, wenn der Besitzer solcher Bienen zur Schadloshaltung des durch seine Bienen einem andern verursachten Schadens angehalten werden sollte? Sollte in diesem Falle derjenige nicht verpflichtet seyn, seinen Schaden zu tragen, durch dessen Nachläßigkeit und Schuld die Bienenräuberey eigentlich ihren Ursprung genommen hat?

Nun können aus den bisher angeführten Umständen von Entstehung der Heerbienen folgende Verwahrungsmittel angewendet werden, und zwar:

1) Man sey vor allen Dingen darauf bedacht, von der eigentlichen Beschaffenheit seiner Bienen, von der Güte eines jeden Stocks, die genaueste Kundschaft einzuziehen. Man verdopple die Aufmerksamkeit auf selbige, besonders im Frühjahr und Herbst, besonders wenn die Nahrung zu Ende geht. Auf den Flug der Bienen muß man immer Acht haben. Der Stock, welcher nicht rasch fliegt, oder zu Zeiten sich nicht lustig macht; der Stock, dessen Bienen wie verwirrt vor dem Loche

herum=

herumkriechen, und der, welches wohl zu merken' so wie am Tage, besonders aber des Abends, wenn keine Bienen mehr wegfliegen, keine Wächter in dem Flugloche stehen hat, welche mit den Fittigen schlagen, derselbe Stock taugt nichts, und hat einen verborgenen Fehler. Gegen diesen Stock sey man mißtrauisch, und wenn er auch noch so schwer seyn sollte. Vornehmlich muß auf jene Rücksicht genommen werden, die mehr als einmahl geschwärmt haben; und weil diese es gerade zu seyn pflegen, die von den Heerbienen am ersten befallen werden, so muß man auf diese genau Acht haben, ob sie die Drohnen abzubeißen anfangen. Denn, wenn es gleich bey jenen, die nicht geschwärmt haben, nichts zu bedeuten hat, wenn sie die Drohnen auch bis ganz spät in den Herbst noch beybehalten; so ist es hingegen bey diesen ein Merkmal, welches niemahls fehlschlägt, daß sie keinen Weisel haben. Sollten die fremden Bienen hier der Vorsicht zuvorkommen, so muß man es ihnen, anstatt böse auf sie zu werden, vielmehr Dank wissen, daß sie euch die Mühe erspart haben, von der Beschaffenheit der Stöcke nähern Unterricht einzuziehen. Man nehme also dergleichen Stöcke nur gleich weg, weil sie zur Zucht nicht weiter taugen. Damit man aber recht sicher gehet, so schaue man selbst in diejenigen Stöcke hinein, die bereits abgeschwärmt haben, treibe die Bienen durch Rauch zurück, und sehe genau zu, ob man in den Scheiben junge Bienenbrut bemerken könne. Ist solche da, so hat der Stock wieder einen guten und gesunden Weisel bekommen. Sollte man aber dergleichen nicht bemerken, statt deren hingegen mehr Drohnenbrut, so kann

er nur gleich weggenommen werden, weil er keinen Weisel hat.

2) Da alle Bienen von Natur räuberisch sind, so ist es nöthig, daß die Fütterung im Frühjahre behutsam und vorsichtig eingerichtet werde. In dieser Absicht ist das Füttern mit hartem unvermischtem Honig bestens zu empfehlen. Die Vortheile, welche die Art zu füttern vor der gewöhnlichen hat, sind sehr beträchtlich. Es kann von dem harten Honig, so zukericht es auch immer seyn mag, so viel in kleine hölzerne Tröge, als hineingehet, gedrückt werden; solche setzt man vermittelst kleiner Hölzer, womit die Gegend des Stocks durchstochen wird, wo der Trog hineingesetzt werden soll, dicht unter die Scheiben, damit sie selbige ohne Mühe erreichen können. Da können nun die im Stocke befindlichen Bienen diesen Honig nicht allein sogleich in sichere Verwahrung nehmen, so daß keine fremde Biene daran kommen kann, sondern man wird auch dadurch zugleich der Mühe überhoben, diese Fütterung gar zu oft zu wiederholen. Man läuft auch bey dieser Art zu füttern, nicht leicht Gefahr, viele von seinen Bienen zu verlieren, deren Verlust bey der gemeinen Art, ein mit Wasser vermischtes Honig zu füttern, ganz unvermeidlich ist. Diese Fütterung kann zu allen Zeiten des Tages, wenn es nicht gar zu heiß ist, vorgenommen werden, und man ist vor den Heerbienen völlig gesichert, wenn anders der Stock gut verwahrt wird.

3) Da endlich der Broden der Bienen, zumahl wenn in der Nähe mehrere Bienenstände sind,

besonders wenn der Rübsaamen in der Blüthe steht, ihnen nachtheilig werden kann, weil sie dadurch wechselweise herbeygelockt werden; so wäre allen und jeden Bienenfreunden anzurathen, um diese Jahreszeit ihre ganze Aufmerksamkeit zu verdoppeln, keinen Tag abwesend zu seyn, und alle schwache und weiserlose Stöcke wegzusetzen, und endlich alle und jede gegen die Anfälle fremder Bienen sorgfältigst zu verwahren. Dieß kann geschehen, wenn man nicht allein die Ritzen und Löcher gehörig zuschmiert, sondern wenn man auch die Fluglöcher durch kleine, etwa einen halben Finger breite Hölzerchen von Tannenholze zu verpalisadiren sucht. Es können hauptsächlich zwey dergleichen dergestalt in die Länge des Flugloches gesteckt werden, daß sie in der Mitte desselben zusammenstossen. Dadurch setzt man die fremden Bienen außer Stand geradezu in die Stöcke zu schießen; sie werden dadurch ferner gezwungen, ihre Anfälle von den Seiten zu versuchen, und dabey mehr unglücklich zu seyn, weil sie da weit eher und leichter von den Bienen erhascht, und weggebissen werden können.

Sollten auch durch den Broden etwa fremde Bienen zu einem Anfall verführt worden seyn, so ist diesem Uebel leicht abzuhelfen, wenn man Liebstockkraut in die Fluglöcher der beheerten Körbe steckt, wovon der ganze Krieg gewiß gar bald ein Ende nehmen wird. Die Bienen werden sich von dem Augenblicke an, wenn sonst nur der Stock gut ist, und einen Weisel hat, zu beißen anfangen, und wenn dann die fremden Bienen

nur erst Widerstand merken, so weichen sie zurück.

Zweyter Sonntag.

VII.

Herr Pfarrkaplan Treumann führt, nach gehaltener Kinderlehre Eltern und Kinder spatzieren, und erzählt ihnen nebst dem Schulmeister Lehreviel sehr viel schöne Sachen.

Nachdem Herr Pfarrkaplan heute die Kinderlehre geendigt, und jung und alt sehr viel lehrreiches und erbauliches von Menschen und Christenpflichten ans Herz gelegt hatte; so gieng er mit dem Schulmeister Lehreviel, und den Eltern und Kindern aufs Feld spatzieren.

Unterwegs redete derselbe die Versammlung also an: Ihr wißt lieben Freunde, daß ich euch gleich anfangs versprach, euch bey heitern Sonntagen in die Natur zu führen, und mit verschiedenen Gegenständen in den drey Reichen der Natur bekannt zu machen. Ich werde also heute damit den Anfang machen, euch die Wichtigkeit und Mannigfaltigkeit so mancher Dinge in der Natur vor Augen zu stellen, dann durch die Schilderung guter und böser Menschen in euch den Trieb zur Tugend rege zu machen, mir angelegen seyn lassen.

So wandelte der fromme Treumann mit alt und jung auf den Feldern von Mildheim herum. Sie kamen vor einem Stück Feld vorbey, worauf Quecken standen, und hier ergriff der gute Treumann die Gelegenheit, sie mit diesem Gewächse bekannt zu machen. Seht die Quecken, sagte er, nicht für so entbehrlich und unnütz an. Es ist dieses gar ein nützliches Gewächs in der Natur eine wahre Arzneypflanze für den Hund. Zur Zeit der Theurung kann man aus ihren mehlreichen Wurzeln Brod backen, man kann auch Bier daraus bräuen. Man kann sie aber auch noch zu manchen andern Dingen brauchen. Man kann mit den Wurzeln derselben die Wege ausfüllen, die Ställe decken, sie unter das Stroh schneiden, als Zusatz beym Essigbereiten ansetzen, und sie in den Apotheken auf mancherley Art benutzen. Auch die Disteln sind nicht so ganz unnütz, als man glaubt. Dem Esel dienen sie zum Futter, den Schmetterlingen zur Wohnung, und man bauet sie an mehreren Orten auch häufig an, um aus ihrem Saamen ein herrliches Oel schlagen zu können. — Seht da die am Wege stehenden Brennnesseln. Auch dieses Unkraut hat seinen besondern Nutzen. Jung gekocht sind sie eben so gut als der Spinnat. Wohl dem Armen, dem es sehr oft an Mitteln fehlt, seinem Magen eine Nahrung zu reichen. Gott hat für ihn in der Natur manigfaltig gesorget. Die Brennnesseln geben auch noch ein herrliches Futter für die Kühe. Gekocht füttert man auch die Schweine damit. Man giebt sie klein geschnitten mit Kleyen vermischt den Gänsen, man nimmt sie zum Verschicken des Wildprets, der Krebse, der Forellen,

so wie man Mangoldblätter zum Butter, und Moos zu Blumen und andern Gewächsen braucht, man findet viele Insekten darauf, man säet ihren Saamen aus, da wo man gute Wiesen erst anfangen will, man füttert sie trocken im Winter, als ein wohlschmeckendes heilsames Futter für die Schafe. Die Baskiren, ein Volk, welches im hintern Rußland wohnt, machen Faden und Zeug davon. Wem ist bey uns der Nahme Nesseltuch nicht bekannt. Vielleicht machte man schon ehemahls Leinwand daraus. In Asien sind die Brennnesseln ein eben so gewöhnliches Gewächs als der Hanf, auch in der Bucharey werden sie statt des Hanfes genommen. Die Ostiakinnen machen Netze davon. In Leipzig hat ein Fabrikant Faden daraus gemacht. In Schweden kocht man mit den Wurzeln der Nessel die Ostereyer. Sie werden gelb davon gefärbt. — Und so hat jedes Gräschen, jede Blume, jedes Kräutchen, jedes Gewächs seinen besonderen Nutzen. Vielleicht gehen wir oft über ein Kraut hinweg, das ein uns bisher noch unbekanntes heilsames Mittel zur Erhaltung unserer Gesundheit ist. Aber Gott hat alles sehr weislich geordnet. Jedes Land erhielt von der Segenshand des allgütigen Schöpfers gerade die Thiere, die Pflanzen, die ihm besonders nöthig und nützlich sind. So wie jede Provinz der Schöpfung ihre eigene Nahrungsmittel hat, so hat auch jede ihre eigene Arzneypflanzen, die mit den Krankheiten, die sich da leicht entspinnen, im genauesten Verhältnisse stehen.

Es ist noch nicht gar lange, daß man auf eine ganz unvermuthete Art, aus Surinam, einem

nem Antheil der Holländer in Westindien, *) die herrliche Wurzel Quassia zu uns gebracht hat, womit man die fürchterlichsten Fieber bezwingen kann. — So wächst überall Gauchheil, ein Kraut, welches für diejenigen ein heilsames Arzneymittel ist, welche von wüthenden Thieren gebissen werden. Und warum brauchte der Schöpfer diese Vorsicht — weil man überall den Biß schädlicher Thiere fürchten muß. — In Holland machen die Dorfbauern von dem in ihren vielen Kanälen so häufig wachsenden Alpkraut gegen den Skorbut — eine dort gewöhnliche Krankheit — einen sehr guten Gebrauch. — Aber auch für die Reinigung der Luft hat die Natur Sorge getragen, weil ohne reine gesunde Luft nicht ein Thier, nicht eine einzige Pflanze leben könnte. Es scheint sogar, als wenn die Anstalt der Natur die Saumseligkeit nud Trägheit der Einwohner verbessern wollte. — In der Gegend um Kairo in Egypten ist der Erdgeyer zu Tausenden vorhanden. Und wären nicht diese Raubvögel beständig geschäftig, die vielen Kameele und Esel, die dort fallen, und bey der Hitze des Landes gleich in Faulniß übergehen, aufzufressen, so würde der häßliche Gestank die Luft anstecken, und die Pest verursachen. Man würde sich selber Schaden thun, und vergebliche Mühe anwenden, wenn man sie vertreiben wollte. — Ein aufmerksamer Reisender versichert, daß diese wohlthätige Diener der Natur sogar den Karavanen der Reisenden nachziehen,

und

*) So nennt man einen Theil von Südamerika. Einige nennen auch Westindien den fünften Theil der Erdkugel.

und in jenen ungeheuren Sandwüsten gleich die Kameele wegfressen, die unterweges sterben. — Und was in Egypten geschieht, das thut die Natur alle Tage auch bey uns, und in jeder andern Gegend. Lockt nicht die stinkende Ausdünstung eines Leichnams Raubthiere und Raubvögel aus der Ferne her? Thun uns nicht diese, indem sie, blos ihren Hunger zu stillen, solche Reisen machen, den wichtigen Dienst, daß sie für Leben und Gesundheit sorgen? Die Natur stellt überall neue Geburten auf, aber sie zerstört auch überall. Die schönsten Blüthen wachsen aus einem faulenden Grund, wie viele verpestende Gerüche würden uns überall entgegen kommen, wenn die faulen Leichen lange liegen blieben? Aber sobald irgendwo ein Thier fault, sind gleich wieder Schmeisfliegen und andre Thiere von aller Art da die es auffressen, ihre Jungen hineinbringen, und in kurzer Zeit allen Unrath wegschaffen. Die Natur reinigt sich selbst, und nährt noch viele Thiere damit. —

Als Herr **Treumann** noch so redete, kamen sie an einen Sandhügel an. — Da seht, sagte er zu Jungen und Alten: in der grossen Menge Sand, die unser Erdboden hat, zeigt sich die Güte der Vorsicht eben so stark, wie in andern Dingen. Es wachsen viele Pflanzen darin, und diese gerathen nicht in einem fetten Lande. Eine lockere mit Sand vermischte Erde, ist der beste Boden zum **türkischen Waizen**. Eben darum ist in **Amerika** (denn aus diesem Welttheile haben wir dieses Gewächs und die Erdäpfel erhalten) diese Pflanze so häufig und so schön zu finden. —

Es

Es halten sich auch im Sande Kaninchen und viele Insekten auf; der Ameisenlöwe höhlt darin seine Grube, und erwartet die Ameisen. Aus Sand entstehen sehr viele Steine, die wir nutzen können. Die Vögel können ohne Sandkörnchen nicht verdauen: man muß ihnen sogar in die Käfige Sand streuen. Wir machen mit Sand unser Glas, wir brauchen ihn zum Mörtel, Häuserbauen, er nutzt uns beym Schreiben, beym Schleifen, und bey manchen andern Arbeiten. Im trocknen Sande kann man Kästen so lange frisch erhalten, bis die Bäume wieder neue tragen. — Man mischt den Sand sonderlich unter den Thon, wenn er viel kalkichte Theile hat. Dadurch hindert man die Gebrechlichkeit der Gefäße, die aus den Kalktheilen entsteht. Alle thönerne Gefäße sind dauerhafter, so bald der Thon sich im Feuer etwas verglasen kann. Reiner Thon schmilzt aber nicht, und Thon mit Kalk versetzt, verglast sich noch weniger, die Kalkerde wird vielmehr im Feuer mürbe und locker. Jene Nazion, die so aufmerksam ist, auf alles, was zum Wohlstand ihrer Bürger etwas beytragen kann, vermischt den Sand mit dem kalkhaltigen Thon, und dieser verbindet beyde Materien so genau, daß die daraus gebackenen Gefäße fester und dauerhafter werden. So gemeinnützig indessen der Sand ist — wohl uns, daß die Schichten der verschiedenen Erdarten abwechseln. Wäre die Erde lauter Sand, so würde das Regenwasser bis an den Mittelpunkt der Erde hinablaufen, wir würden nirgends Brunnen finden, weil nirgends eine Erdlage wäre, die das Wasser aufhielte, überall wäre ein dürres mageres Land, wo nichts wächst, und die Hitze und der

Staub unausstehlich wäre. Was sind die Wüsten in Persien, Libyen in Afrika, die arabischen Sandwüsten, und die Lüneburgische Heide für traurige Striche? Leitet man nicht in Jspahan, in London und Paris das Wasser der Flüsse durch Röhren in die Häuser? Muß man nicht in Amsterdam das Regenwasser trinken, und zum Bierbrauen das Wasser auf Schiffen holen, oder im Winter gefrornes Seewasser aus dem Meere herbeyschaffen. Täglich entsteht von verwitterten Steinen eine Menge Sand. Jm Meer entstehen ebenfalls alle Tage viel tausend Tonnen Sand, die Flüsse führen ihn beständig mit sich fort, die Winde wehen unaufhörlich — sollen wirs nicht der Güte und Weisheit des Schöpfers danken, daß nicht schon längst die ganze Erde mit Sand überstreut worden ist? — Jndem Thon, Sand, Kalk, Kreide, Schiefer, Mineralien, Salze, Steinkohlen und andere Erdschichten unter unsern Füßen beständig abwechseln, so wird das Wasser dadurch theils aufgehalten, daß es sich nicht zu sehr vertheilt, oder zu tief eindringt, theils wird es auf diesem Wege mit vielen kräftigen stärkenden Theilchen der Metalle, oder Salze versehen, und bildet Gesundbrunnen und Bäder. Jn klarem Sand wird es zwar durchgeseihet und gereinigt, aber es könnte weder warm noch heilsam werden. — Auch die Menge des Sandes im Flußwasser hat ihre Folgen. Tritt bey Hamburg in Niedersachsen die Elbe aus, so kann sie viel zerstören, aber sie hinterläßt den Feldern auch viel gute Theile. Wenn aber ein kleines Flüßchen austritt, so ist das Unglück größer, weil der Fluß Sand mit sich führt. Und was leidet man

nicht

nicht in Schweden und andern Orten von dem feinen leichten Flugsand, der nie liegen bleibt, beständig vom Winde herumgeworfen wird, und wenn ihn nicht die Natur selber durch viele tausend Häckchen und Klammern an gewissen, mit großer Weisheit geschaffenen Pflanzenwurzeln, nach und nach bände und befestigte, sich durch alle unsere Zäune, Befestigungen und Dämme nicht einschließen ließe. —

Noch eine Wohlthat, die jedem unter uns einfallen sollte, so oft wir uns der mannigfaltigen Offenbarungen der göttlichen Güte in der Natur erinnern. — Die nützlichen, einfachen, inländischen Arzneypflanzen, wachsen und blühen um uns herum alle Jahre. Dit Natur säet sie selber aus, erzieht überall ohne unser Mitwirken die Wurzeln, die Rinden, die Blüthen, die Blätter, die Säfte, in denen das Mittel gegen so viel menschliches Elend liegt. Man darf sich nur den Monath und den Standort jeder Pflanze merken, so kann man alle Jahre das Vorrathshaus des Arztes wieder anfüllen. Wir könnten, sagt der berühmte Naturkündige Linee, manches in unsern Apotheken aus beyden Indien entbehren, wenn wir unsere eigenen Naturschätze, die Gewächse unsers Bodens besser kennen lernten, und die Zeit der Blüthe und der völligen Stärke aufs genaueste beobachten wollten. Die Natur hat sogar den Thieren Arzneykräuter gepflanzt. — Der Wilde kennt sie, ohne Unterricht in der Kräuterkunde genossen zu haben. Oft sind die gemeinsten Pflanzen, z. B. die Butterblume, die nützlichsten. — Laßt uns alle daran denken, wenn wir über eine

blumichte Wiese spazieren gehen. Dort frißt der arbeitsame Stier sein Futter, und neben der Pflanze, die er abreißt, steht eine andere, die uns vielleicht bald, wenn wir lange in der Krankheit geglühet, wenn wir um Mitternacht mit den schneidendsten Schmerzen gerungen haben, Linderung bringen, und das Leben verlängern wird. —

Deutschland hat eine Art von **Mostbirne**, die ein so liebliches Getränke giebt, daß man sie im Hohenlohischen häufig baut, selbst im Weinland diesen Most theuer bezahlt, und die Einkünfte eines guten Baums dem Zins eines starken Kapitals fast gleich schätzen kann. — Sollten wir nicht unsere einheimischen Naturgeschenke kennen lernen, anpflanzen, und ihr Ansehen zu erhalten suchen, damit man uns nicht aus allen Welttheilen Ungesundheit, Armuth, Verwöhnung, Aufwand, Weichheit und Uippigkeit selbst in die niedrigsten Hütten einführte. — Nach den Beobachtungen der Landwirthe giebt das schlechteste Obst gemeiniglich den besten Aepfelwein. Man kann bey den Berberizen die Zitronen vollkommen entbehren. — Auf den unfruchtbaren Bergen von Toskana wächst nichts als **Pfriemkraut** oder **Genst**. Indessen auch am harten fast saftlosen Genst, ist die Güte des Schöpfers sichtbar. So lange die Blätter noch weich und zart sind, weiden Schafe und Ziegen um diese Stauden, und, wenn sie ganz dürre und durch ihre Stacheln der Wolle des Schafs schädlich werden, erweicht man in den dortigen warmen Bädern die Genstzweige, bis man aus der Rinde eben so wie vom Hanf, Leinwand zu Kleidern, und vom Bast, von den

gröbern Fäden der Staude unter der Rinde Stricke und Schiffseile machen kann. — Auch im wüsten Arabien wächst diese Staude häufig, und es ist ein Zug im Bilde der tiefsten Armuth und der größten Niedrigkeit, daß die dortigen Bewohner das, was etwa noch an diesen stachlichten dürren Gewächsen schmackhaft ist, abreissen müssen. —

Es wächst in Island (eine Insel in dem Eismeer) eine Art von Moos, das von den Einwohnern, wenn ihnen in theuern Zeiten die Norweger kein Korn zuführen können, mit Milch gekocht, als ein gutes Nahrungsmittel gebraucht wird. Der Schöpfer gab ihm einen angenehmen Geschmack. Die geringe Bitterkeit verliert sich in der Milch, es stärkt, und kommt nach den genauesten Untersuchungen dem Brode bey. So viel als ein Pferd tragen kann, reicht weiter, als eine Tonne Roggen. — Aber es vertritt nicht nur die Stelle des Brods, es ist zugleich eine kräftige Arzney gegen Skorbut und Lungensucht, — Krankheiten — die in jenem kalten Lande sehr gewöhnlich sind. — Es wächst auch auf den Alpen (so nennt man das Gebirge in der Schweiz), in Oesterreich, in Tyrol, dort mästet man Schweine damit, und doch hat man viele Beyspiele, daß Lungensüchtige und Blutspeyende durch dieses Lungenmoos, in Milch abgekocht, sind vollkommen geheilt worden.

Ist nicht das Wasser, das im Frühjahre unsre Birken anfüllt, ein sehr liebliches brauchbares Getränke? — Wir schätzen die Kirschbäume um ihres Obsts willen; man weiß aber aus den

Erzählungen der Reisebeschreiber, daß sich einmahl in Egypten mehr als hundert bey einer Belagerung eingeschlossene Menschen bloß mit dem Gummi erhalten haben, das aus den Ritzen der Kirschbäume herabtropft, und beynahe eben die Eigenschaften hat, wie arabisches Gummi.

Der kostbare arabische Balsam, der der Fäulniß im Blut selbst zur Pestzeit widersteht, und den scharfen Theilen des Bluts ihre Wirksamkeit nimmt, fließt aus einer Staude. —

Wir begreifen oft nicht, warum die Natur im Frühjahre alle Sümpfe und Pfützen mit Wasserlinsen überstreut. Allein, außerdem daß sie schon bey uns den Nahmen der Entenspeise tragen, haben sie noch einen andern sehr wichtigen Gebrauch. — Die jungen noch unausgebildeten Frösche nähren sich von dem Schleime, der an allen Wassergewächsen hängt, besonders suchen sie die Wasserlinsen, und wenn ihr Schleim beym zunehmenden Wachsthum nicht mehr hinreichend ist, so greifen sie die Gewächse selber an, und zernagen sie. Diese Wasserlinsen müssen in so großer Menge vorhanden seyn, weil ein Froschweibchen oft sechs bis achttausend Eyer legen kann. Uns nützen die Wasserlinsen nicht, aber sie erhalten den Frosch, so lange er keine Füße hat. — Man sollte billig den Frosch nicht aus den Gärten verjagen. Er thut keinen Schaden, er befreyet vielmehr die Gewächse und Pflanzen von den so schädlichen und verderblichen Schnecken, die ihm zur Speise dienen. Uiberhaupt vermindert der ausgebildete Frosch die kleinen Insekten, und ernährt die Raben, die

Staa-

Staaren, die Störche. Diese Vögel arbeiten für die Reinigkeit der Erde — so werden uns also durch die weisen und großen Verbindungen der Natur zulezt auch die Wasserlinsen nüzlich. — So lange der Frosch im unvollkommenen Zustande ist, frißt er Pflanzen: nach seiner völligen Entwicklung verläßt er diese Speise, fängt kleine Grundeln, und jagt mit seiner künstlichen Zunge Insekten, und weil er im Winter diese nicht mehr findet, so läßt ihn die Natur einschlafen und erstarren. —

Und nun ein Wort an euch, meine Kinder! Ihr werdet aus dem, was ich euch bisher erzählt habe, einsehen, wie gütig der liebe Gott gegen uns Menschen ist, und wie sehr wir Ursache haben, ihn zu lieben und zu verehren. Nächst einer aufrichtigen und ungeheuchelten Liebe zu Gott, empfehle ich euch vorzüglich eine ehrfurchtsvolle Liebe, und ein gehorsames Betragen gegen eure Eltern und Vorgesezten. — Eure Eltern haben euch das Leben gegeben, und manche Betrübniß wegen euch ausgestanden, und wie vielen Kummer wird noch mancher Vater und manche Mutter unter euch haben, ehe ihr so weit seyn werdet, euch euer Brod selbst verdienen zu können. — Wenn euer Herz nicht verhärtet ist, wenn ihr Gott fürchtet, und eure Eltern liebt, so werden die Beyspiele, welche ich euch von frommen Kindern aufstellen will, gewiß die gesegnetesten Eindrücke auf euer Herz machen. — Folgende Geschichte ist eins der seltensten Beyspiele kindlicher Liebe.. — Ein armer Tagelöhner, welcher Bertram hieß, hatte sechs Kinder, und es ward ihm sehr sauer, sie zu

ernähren. Zum Unglück fiel eine theure Zeit ein, und das liebe Brod kostete nun noch einmahl so viel, als vorher. Bertram arbeitete Tag und Nacht; aber es war ihm doch unmöglich, so viel Geld zu verdienen, als er nöthig hatte, um seine hungrigen Kinder mit trocknem Brode zu sättigen. Darüber war er nun unaussprechlich betrübt. Er rief seine Kleinen zu sich, und sprach zu ihnen, indem ihm die Thränen über die Wangen flossen: „Meine herzensliebe Kinder! das Brod ist so „theuer geworden, daß ich mit aller meiner Ar„beit nicht mehr so viel verdienen kann, als ihr „braucht, um euch ganz satt zu essen." — „Sehet, „für ein einziges solches Brödchen muß ich alles „Geld geben, was ich den ganzen Tag über ver„dient habe. Ihr müßt also zufrieden seyn, wenn „ich künftig das Wenige unter euch vertheile. „Es wird freylich nicht genug seyn, daß ihr satt „davon werdet, aber es wird doch zureichen, daß „ihr nicht vor Hunger sterbet." — Mehr konnte der arme Mann nicht sagen; er sahe gen Himmel und weinte. Seine Kinder weinten auch, und jedes dachte bey sich selbst: Ach du lieber Gott, hilf doch uns armen Kindern! hilf doch unserm armen Vater, und laß uns doch nicht verhungern! — Der Vater theilte jetzt das Brödchen in sechs gleiche Theile, und reichte sie den Kindern. Aber einer von ihnen, der Gottlieb hieß, wollte sein Stückchen nicht nehmen, sondern sagte: „ich kann nicht essen, lieber Vater, weil ich „krank bin. Eßt ihr mein Stückchen, oder theilt „es unter die andern aus." — „Armer Junge! „und was fehlt dir denn?" antwortete der Vater, indem er ihn in seine Arme nahm. „Ich bin

„krank, sagte Gottlieb, recht krank; ich will mich „nur auf mein Strohbette legen.“ — Und so legt er sich nieder. Der bekümmerte Vater gieng am andern Morgen hin zum Doktor, und bat ihn, er möchte doch so mitleidig seyn, und zu seinem kranken Kinde gehen, um ihm zu helfen. Der Doktor, der ein frommer Mann war, that das gleich, ungeachtet er wohl wußte, daß er nichts bekommen würde. Er besahe den kranken Knaben, fühlte an seinen Puls; aber konnte aus seiner Krankheit doch nicht recht klug werden. Indeß wollte er ihm doch etwas verschreiben. „Thun „Sie das nicht, lieber Herr, sagte Gottlieb, denn „ich würde es doch nicht einnehmen.“ — „Nicht „einnehmen?“ antwortete der Doktor, „und „warum nicht?“

Gottlieb. Fragen Sie mich nicht, lieber Herr, ich kanns Ihnen ja doch nicht sagen. —

Doktor. Und warum nicht? — Gottlieb! Gottlieb! Du scheinst mir ein unartiger Junge zu seyn!

Gottlieb. Lieber Herr Doktor, ich spreche wirklich nicht im Bösen so.

Doktor. Gut! Ich will dich nicht zwingen; aber ich werde es deinem Vater sagen, der mag sehen.

Gottlieb. Ach, um Gottes willen nicht! Bester Herr Doktor, daß doch ja mein lieber Vater nichts davon erfährt!

Doktor. Du bist ein wunderlicher Junge! Aber ich muß es ja deinem Vater melden, wenn du mir nicht gleich selbst sagst, warum du nicht einnehmen willst.

Gottlieb. Ach lieber Gott! So muß ichs Ihnen denn wohl sagen! Aber lassen Sie erst meine Brüder und meine Schwestern hinausgehen. — Der Doktor hieß die Kinder hinausgehen, und da sagte Gottlieb zu ihm: „Sehen „Sie nur, lieber Herr, mein armer Vater kann „in dieser theuern Zeit täglich nicht mehr als ein „einziges Brödchen verdienen. Das will er im„mer unter uns vertheilen; und da kriegt jeder „nur ein ganz kleines Stückchen, und er selbst „nimmt wohl gar nichts davon. Das thut mir „nun so weh, daß der arme Vater, und meine „armen Brüder und Schwestern hungern sollen; „und da wollt ich lieber gar nichts essen, da„mit sie mein Stückchen unter sich theilen möch„ten. Sehen Sie, deßwegen habe ich gesagt, „daß ich krank wäre, und daß ich nicht essen könn„te. Aber, daß es ja mein lieber Vater nicht „erfährt!" —

Der Doktor trocknete sich die Augen, und sagte: „Aber hungert dich denn nicht mein lie„bes Kind?"

Gottlieb. Ach ja, mich hungert wohl recht sehr; aber das thut mir doch nicht so weh, als wenn ich meinen guten Vater und meine Brüder hungern sehen muß. —

Doktor. Aber du wirst sterben, wenn du nichts genießest?

Gott-

Gottlieb. Ich weiß es wohl, lieber Herr; aber ich will auch gerne sterben: so hat ja mein Vater für ein Kind weniger zu sorgen, und ich bin ja denn bey dem lieben Gotte, und bitte ihn, daß er meinem Vater, und meinem Geschwister zu essen gebe. —

Der rechtschaffene Doktor war außer sich vor Mitleid und Freude, da er das fromme Kind so reden hörte. Er nahm es in seine Arme, drückt es fest an seine Brust, und sagte: „Nein, gu„ter Junge, du sollst nicht sterben! — Unser „aller Vater, der liebe Gott, wird für dich „und die Deinigen sorgen. Danke ihm, daß er „mich zu euch geführet hat; ich bin bald wieder bey dir."

Er lief darauf nach Hause, bepackte einen Bedienten mit allerhand Speise, und kam eiligst mit ihm zurück zu Gottlieb, und zu seinen hungrigen Geschwister. Gottlieb mußte sich mit an den Tisch setzen, und alle aßen, bis sie satt waren. Das war einmahl ein Anblick für den guten Doktor! Da er weggehen wollte, sagte er zu Gottlieb: er sollte unbekümmert seyn; er wolle ferner für sie sorgen. — Das that denn auch der rechtschaffene Mann wirklich; er schickte alle Tage so viel zu essen, daß alle davon satt werden konnten. Andere gute Leute, die davon höreten, machten es eben so. Der Eine schickte ihnen Speise, der Andere Geld, der Dritte Kleider, so daß sie in kurzer Zeit mehr hatten, als sie brauchten. Sogar der Landesfürst erfuhr, was Gottlieb für seinen Vater und für seine Geschwi-

schwister hatte thun wollen, und freute sich sehr darüber. Er ließ den Bertram zu sich holen, und sagte: „Ihr habt einen wackern Sohn. „Daraus vermuthe ich, daß ihr selbst ein guter Vater seyn müßt. — Ich habe daher befohlen, „daß euch alle Jahre in meinem Nahmen hundert Thaler ausgezahlet werden sollen. — Eure „Kinder, besonders Gottlieb, sollen in allen nützlichen Künsten und Wissenschaften unterwiesen „werden! und wenn sie dann etwas rechts werden gelernt haben, so nehme ich es über mich, „sie zu versorgen.“

Bertram gieng gerührt zu Hause, und dankte Gott auf seinen Knieen, daß er ihm einen so guten Sohn gegeben hat. — —

Ihr müßt aber auch mit armen, kranken, alten und schwachen Leuten Mitleiden haben, und ihnen, so viel immer in euren Kräften stehet, Gutes thun. — Nehmt euch ein Beyspiel, Kinder, an dem Bauernsohne, wovon ich euch jetzt eine Geschichte erzählen will.

Der alte Bauer Likas saß einst bey Sonnenuntergang vor seiner Hütte. Sein kleiner Sohn Joseph, der eben aus dem Walde kam, blieb in der Ferne stehen, und wischte sich die Augen. Dieß befremdete seinen Vater. Er rief ihn zu sich. Joseph eilte auf den gehörten Ruf herbey, und sein liebreicher Vater begann mit ihm folgende Unterredung. Was ist dir, Lieber? fragte der Greis, indem er ihm in die Augen sah, die von Weinen roth geworden waren. Fehlt dir was?

Nichts,

Nichts, lieber Vater, war seine Antwort; ich bin lange nicht so vergnügt gewesen.

Likas. Aber du hast ja geweint?

Joseph. Nicht aus Betrübniß, mein Vater.

Likas. Vor Freuden also? Und was ist dir denn begegnet, mein Lieber, das dich so freudig macht?

Joseph. Lieber Vater! verlangt es nicht zu wissen.

Likas. Nicht? Und könntest du etwas haben, welches dein Vater nicht wissen dürfte.

Joseph. Bester Vater! — Hast du mir nicht oft gesagt, daß wir des Guten, welches wir thun, uns nicht rühmen müssen? —

Likas. Auch sollst du das nicht thun, mein Sohn; mir nur erzählen sollst du, was dir begegnet ist, damit ich mich des Guten, wenn es etwas Gutes ist, erfreuen könnte mit dir.

Joseph. Du willst es, lieber Vater, und ich muß gehorsam seyn. — Vor einer Stunde, da ich hin zu meinem Bruder nach der Heerde gieng, um ihm das Abendbrod zu bringen, hörte ich im Gebüsche jemand reden, und schlich leise hinzu, um zu sehen, wer es wäre?

Es war ein armer alter Greis, der lag auf der Erde, und neben ihm ein großes Bündel Holz, worauf er sich mit dem Arme gestützt hatte. Sein Gesicht war blaß und abgezehrt, und seine

Augen waren trübe von Thränen. — Ich hörte, indem ich hinterm Busche stand, ihn traurig mit sich selbst sprechen:

„Guter Gott, sagte er, erbarme dich des Jammers! — Mein armes Weib! Meine armen Kleinen! — Aber ich kann nicht mehr vor Mattigkeit." Indem er dieses sagte, sank er mit dem Kopfe auf sein Bündel. Ich blieb noch eine Weile stehen, und da ich sahe, daß er eingeschlafen war, schlich ich hin zu ihm, und legte das Abendbrod, das ich meinem Bruder bringen sollte, neben seinem Kopfe auf das Holz nieder. Dann lief ich her zur Mutter, bat sie um mein eigenes Abendbrod, und brachte es hin zu meinem Bruder. Indem ich nun jetzt zurückkam, und wieder an den Busch trat, weckte ihn mein Geräusch. Was sehe ich, rief er aus, da er das Butterbrod und die Flasche Milch erblickte! Ist ein Engel Gottes hier gewesen, der mich und meine Kleinen vom Tode retten wollte. Aber wer du auch gewesen bist, liebe Seele, der du dieses Labsal für uns hergelegt hast, Gott segne, Gott belohne dich! — Die Thränen flossen ihm dabey über die Wangen. Aber, fuhr er fort, wo werde ich den Weg aus diesem Walde finden? — Doch Gott wird mich leiten, daß ich meinen armen Kleinen diese Erquickung bringe. Er stand, indem er dieses sagte, mit vieler Mühe auf, belud sich wieder mit seinem Bündel Holz, und schlich gebückt und ächzend fort. Ich selbst nahm einen Umweg, lief ihm eine Strecke vor, und kehrte wieder um, ihm zu begegnen. — Gott grüß euch, guter Vater, sagte ich, indem ich bey ihm war.

Es wird euch wohl recht sauer, so viel zu tragen? Gebt mir die Flasche mit der Milch und das Brod! Ich will es tragen für euch, und will euch führen, wenn ihr eure Hand auf meine Schulter legen wollt. —

Der Greis sah mir mit freudiger Verwunderung ins Gesicht, und sagte: indem er seine Hand auf meine Schulter legte: Gott hat dich gesandt mein Sohn, um mich aus diesem Walde zu führen, worin ich mich verirrt hatte. Ich fragte ihn, wohin er wollte, und so führte ich ihn zum Walde hinaus. Er erzählte mir mit nassen Augen, wie unverhofft der liebe Gott für ihn gesorgt habe während seines Schlafs, und bedauerte nichts mehr, als daß sein Wohlthäter ihm unbekannt sey. — Alle Morgen, sagte er, und alle Abend sollen meine Kleinen mit mir für ihn zu Gott bethen; denn er hat vom Tode uns gerettet. — Auch du mein Sohn, setzte er hinzu, sollst gesegnet werden von uns, daß du mich führest zu meinen Kindern, ehe sie vor Hunger sterben. Ich brachte ihn bis nahe zu seiner Hütte. — Jetzt stellte ich mir nun vor, wie die armen Kinder sich mögen gefreuet haben, da ihr Vater zu Hause kam, und ihnen etwas zu essen mitbrachte; und darüber kamen mir die Thränen in die Augen. — Du hast es gewollt lieber Vater; sonst hätte kein Mensch etwas davon erfahren sollen. Er schwieg; und Likas drückte ihn mit Inbrunst an seine Brust. — Nun, rief er aus, kann ich freudig sterben, weil ich weiß, daß ich einen Sohn hinterlasse, der tugendhaft, und glücklich seyn wird.

VIII.

Der Schulmeister Lehreviel erzählt Jungen und Alten eine merkwürdige Geschichte, und ermahnt sie zum Gehorsam gegen ihre Obrigkeit.

Vernehmt eine zwar sehr traurige, aber auch zugleich sehr lehrreiche Geschichte von einem Manne, den hartnäckige Widerspenstigkeit gegen seine Obrigkeit, und die Begierde sich zu rächen, in das allergrößte Elend stürzte. Er hieß **Waser**, und war ein angesehener Bürger in der schweizerischen Stadt Zürch. — Schon in früher Jugend verrieth er einen außerordentlich fähigen Kopf, der alles leicht begriff; auch große Lust zum Lernen bezeigte, und daher Hoffnung machte, daß er einst ein recht nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft werden würde. Aber er äußerte auch schon von früher Jugend an, eine gefährliche Eigenschaft des Herzens, welche seine Eltern und Lehrer für sein Wohlergehen zittern machte. — Er ließ sich nähmlich leicht zum Zorne reitzen, und dann übergab er sich einer elenden Rachbegierde, die ihn antrieb, demjenigen, der ihn beleidigt hatte, wieder etwas Leides zuzufügen. Vergebens stellte man ihm die gefährlichen Folgen dieser bösen Leidenschaft vor: sie hatte in seinem Herzen schon zu tiefe Wurzel geschlagen, daß es ihm zu schwer wurde, sie wieder auszurotten. Er wuchs also mit dieser Schlange im Busen auf, wurde zwar ein gelehrter Mann, aber führte doch fast immer ein unruhiges und mißvergnügtes Le-

ben, weil er alle Augenblicke mit jemanden Händel hatte, und dann auf Mittel und Wege sann, seine Rachbegierde zu befriedigen. Er ward zum Prediger erwählt: aber auch als Geistlicher *) blieb er der unruhige Kopf, der er gewesen war. Einst hatte er sich, ich weiß nicht worin, gegen seine Obrigkeit vergangen; diese gab ihm darüber einen Verweis: aber Waser, anstatt sich sein Vergehen reuen zu lassen, ward vielmehr noch aufgebrachter gegen seine Obrigkeit, und vergieng sich gegen dieselbe durch ungebührliche Reden nur noch gröblicher. — Da fand denn die Obrigkeit für gut, ihn durch eine empfindlichere Strafe zur Erkenntniß seines Unrechts zu bringen, und entsetzte ihn seines Amtes. — Nun gerieth sein Unwille vollends in Feuer und Flamme. Hat er vorher seinen Zorn bloß durch bittere Worte zu befriedigen gesucht: so faßte er jezt den unglücklichen Vorsatz, sich durch die That zu rächen. — Er entwandte, sagt man, aus dem Archive **) eine Schrift, die, wenn sie bekannt würde, seinem Vaterlande zum Schaden gereichen konnte. — Allein seine That ward entdeckt, noch ehe er die Schrift bekannt machen konnte; und die Obrigkeit ließ ihn ins Gefängniß werfen. Er suchte aus demselben zu entfliehen, und der Anschlag mißlang, und der Erfolg davon war, daß er in einen festern Kerker gesteckt, und in Ketten gelegt wurde. Von diesem Augenblicke an, stellte er sich sei-

*) Es war ein protestantischer Geistlicher.

**) So nennt man den Ort, wo diejenigen Schriften verwahret werden, die ein ganzes Land betreffen.

seinen Tod als unvermeidlich vor, und machte sich darauf gefaßt.

Seine Richter versammelten sich; man untersuchte sein Verbrechen, und berathschlagte sich über die Strafe, die er verdient hätte. Ein und zwanzig Stimmen verurtheilten ihn zum Tode, achtzehn hingegen wollten ihn davon frey gesprochen wissen. Allein die meisten Stimmen galten. Man hoffte indeß, daß er vielleicht noch begnadigt werden dürfte, wenn er sich nur bequemen wollte, seine Obrigkeit um Gnade zu bitten. Aber er verwarf diese Zumuthung mit einer Hartnäckigkeit, die unbeweglich blieb. — Selbst sein alter, ihm sonst so theurer Vater, ließ ihn bitten, daß er doch das Mitleid seiner Richter anflehen möchte. Aber er ließ ihm andworten: er wollte alles, alles thun, was er ihm befehlen würde, nur dieses einzige könnte und dürfte er nicht. Wenn seine Thorheit oder Unglück (Verbrechen nannte ers nie) den Tod verdient hätten, so sey es billig, daß er ihn dulde; und er habe sich darauf gefaßt gemacht.

Da der Tag seiner Hinrichtung herannahete, bat er sich die Erlaubniß aus, noch einmahl mit seinem Vater und mit seinen Kindern reden zu dürfen. Anfangs schlug man ihm diese Bitte ab, weil man besorgte, er möchte seinen Söhnen Haß gegen die Obrigkeit einflößen; und sie bewegen, einst seinen Tod an ihr zu rächen. Allein darin irrte man sich. Endlich gab der Rath seine Einwilligung: aber der alte Vater fühlte sich nicht stark genug, den Anblick seines unglücklichen Sohnes

nes zu ertragen. Er ließ sich also entschuldigen: Seine beyden Söhne hingegen, der eine von 11, der andre von 14 Jahren, wurden zu ihm geführt. Jener heißt Salomo, dieser **Heinrich**. Der unglückliche Mann war seiner Banden so lange entledigt, und aus dem Kerker in ein artiges Zimmer gebracht, woselbst er in der Gesellschaft eines Geistlichen seine Söhne erwartete. Ein anderer Geistlicher führte jetzt die beyden Söhne in das Zimmer. Sie traten herein mit einem Herzen, dessen Beklemmung Tod oder Verrückung drohete. Gleich beym Eintritte empfieng sie der Vater mit einem ruhigen und ungekünstelten Lächeln.

„Guten Abend, Heinrich, guten Abend, Sa„lomo! Gelt! Wir haben einander lange nicht „gesehen? — Wie habt ihr indeß gelebt? — „Wohl und gesund, aber ein wenig traurig, wie „mir diese beyden Herrn sagen!“ — Nun trau„rig müßt ihr nicht seyn. Ihr seht ja, daß es „mir so ziemlich wohl geht. Dieß ist ein arti„ges Zimmer! Fast so schön, wie unsre Stube, „ich habe gut Essen und Trinken, diese beyden „Herrn und noch andere besuchen mich alle Tage; „sie haben Liebe für mich. — Nicht wahr, ihr „wollt nicht mehr traurig seyn? Ich habs ja „besser, viel besser, als ihr glaubtet!“ — Die Knaben schluchzten, standen wie angedonnert, kämpften, rangen. Aber ihre Thränen flossen unaufhaltbar. „Nun, nun, fuhr ihr Vater fort, es „wird schon besser werden; kommt, indem er bey„de bey der Hand nahm, setzt euch zu mir her, „wir wollen uns ein wenig unterreden.“ Sie

setzten sich. — „Nun Heinrich, wie gehts, was „hast du gelernt, seitdem wir uns nicht gesehen „haben? Und du Salomo, wie weit hasts ge„bracht?“ — Beyde sagten's unter vielen Thränen. Er immer noch heiter und ruhig, gab ihnen die beste Anweisung, wie und was sie lesen und studiren sollten, und schwatzte mit ihnen so lange, bis er sie ruhig glaubte. —

Dann hub er in einem etwas feyerlichen Tone an: Lieber Heinrich, lieber Salomo es kann vielleicht noch lange, recht lange währen, bevor wir uns wiedersehen und sprechen; und da hab ich eine Bitte an euch! „Nicht wahr, ihr wollt „euern Vater nicht vergessen? — Zwar hab ich „euch viel Traurigkeit verursacht, und werde euch „noch mehr verursachen; aber ihr fühlt doch, daß „ich ein guter Vater gegen euch gewesen bin? „nicht wahr, ihr fühlt das, und vergesset mich „nicht?“

Die Knaben schluchzten laut auf, weinten, und umarmten ihn.

„Gut, meine Lieben; das wäre eins! „Aber ich habe noch eine, noch zwey Bitten. „Laß sehen Heinrich, was glaubst du wohl, daß „für einen Menschen das Wichtigste sey für dieses „und jenes Leben?“ — Der Knabe konnte nicht antworten. — „Meinst du nicht, es sey, daß er „Gott zum Freunde habe? — „Ach ja, sie ha„ben's uns immer gesagt.“ — „Aber warum ist „dieß das Wichtigste?“ —

Wie=

Wieder Stillschweigen.

„Nicht wahr, weil Gott alles macht, alles „leitet; weil wir unser Glück von ihm allein er„halten müssen?" — „Aber Heinrich, wie müßt „ihrs denn machen, daß Gott euer Freund sey, „und bleibe? Weißt du das?" — „Ach Papa „wir müssen thun, was er uns befohlen hat, „was im Evanglium vorgeschrieben ist!" — „Hörst's Salomo, und du Heinrich vergiß es „auch nicht. Versprecht mir beyde, daß ihr im „Evangelium fleißig lesen, und über das Gelesene „fleißig nachdenken und darnach leben wollet! — Sie versprachens. — „Liebe Kinder, das ist das Wichtigste! Euer Vater bittet euch darum, es nie, nie zu vergessen." — „Sehet ich rede aus der Erfahrung: wenn ichs auch nie vergessen hätte, so wär' ich stets bey euch zu Hause geblieben, und so würdet ihr mich nie verlieren. Aber beruhiget euch; wenn ihr euer Versprechen haltet, so wird Gott euer Vater seyn, und von ihm wißt ihr ja, daß er mehr für euch thun kann, als kein Mensch auf der Welt. —

„Glaubet mir, es ist eine gar schöne Sache, Gott zum Vater zu haben; und nicht wahr, liebe Kinder, ihr würdet mir gern einen Gefallen thun, wenn ihr könntet? —

Ihre Thränen stürtzten, sie sanken zu seinen Füßen. — „Ach! für Sie sterben!" schluchzte der Aeltere.

„Wir wollen nicht vom Sterben reden, lieber Heinrich; aber den Gefallen erwarte ich von

 euch,

euch, daß ihr nichts, nichts von dem vergesset, was ich euch jezt sage."

„Apropos, Salomo, nicht wahr, du erinnerst dich noch an die Ohrfeigen, die ich dir manchmahl gegeben habe, wenn du unartig warest, und nicht thun wolltest, was ich dir befahl? Da hast du nun wohl zuweilen gedacht, ich wäre ein böser Vater? — Aber nein, ich meinte es gut mit dir, es geschah zu deinem Besten, und du wirsts noch wohl einsehen lernen! Hör mir jezt aufmerksam zu, und du auch Heinrich, was ich jezt sagen werde, ist gleichfalls für euch beyde wichtig, so wichtig, daß ihrs nie, nie vergessen müßt."—

„Die Stadt Zürch ist wie eine Familie; die Obrigkeit, unsere gnädige Herrn sind die Väter, wir andern sind die Kinder. — Wenn nun ein Kind nicht recht thut, mürrisch ist, schimpft, die andern unnöthiger Weise plagt; was macht der Vater? Gelt, Salomo! er warnt das Kind, weiset es zurecht, giebt ihm Vermahnungen und Lehren; hilft das nicht, so giebt er ihm eine Ohrfeige. — Läßt das Kind auch dann noch nicht von seinen Unarten ab, murrt es sogar über den Vater, oder beschuldigt es ihn der Ungerechtigkeit: so sperrt er das ungehorsame Kind ein, wie ichs etwa auch mit dir gemacht habe."

Ach! lieber, lieber Vater! winselte der Kleine; verzeihen Sie — — „Sey ruhig Salomo, ich sage das nicht, um dich zu kränken; du hattest dich gebessert, du warst ein gutes Kind geworden, und Gottes Segen wird dich begleiten, und hier hast du einen Kuß meiner Liebe!"—

„Aber

„Aber ich, Salomo, ich war ein solches ungehorsames widerspenstiges Kind gegen unsere Obrigkeit. Ich war mürrisch, plagte die Andern, schimpfte und schmähte. Man wollte mich zurecht weisen; ich hörte nichts an; ich fuhr in meinen Unarten fort."

„Unser Vater, die Obrigkeit, glaubte, ich verdiene eine Ohrfeige, und gab sie mir, aber das besserte mich nicht; ich schimpfte vielmehr auf den Vater, suchte ihn zu beleidigen, zu kränken, und du begreifst wohl, das konnte der Vater nicht leiden, und sperrte mich ein, und eben darum habt ihr mich so lange nicht gesehen." — „Gelt, Heinrich und Salomo, ihr habts oft selbst gehört, daß ich zu Hause über die Obrigkeit, die doch unser Vater ist, geschimpft und geseufzt habe?" — „Das war nicht recht; das müßt ihr vergessen, auf ewig vergessen! — Nicht wahr, ihr thuts? Ihr versprecht mir, zu vergessen, daß ich unartig war? Ich möchte gerne, wenn ich euch nicht mehr sehe, den Trost haben, daß ihr an mich nur wie an einen guten Vater denkt." — Sie versprachens mit einem Eide. —

„Und denn liebe Knaben, horchet nicht auf andere Leute! Sie mögen sagen, was sie wollen, so erinnert euch nur dessen, was ich jetzt sage!" —

Denket, daß ich die Ohrfeige und das Einsperren wohl könne verdient haben! Sehet euere Obrigkeit als eueren Vater an, und vergesset nie, daß ihr derselben eben das schuldig seyd, was ich von euch foderte. — Liebe, Gehorsam, Ehrfurcht

 und

und Vertrauen. Sie kann fehlen, aber sie meints doch nicht böse. — Und nun, liebe Kinder, müßt ihr mir noch einmahl die Hand darauf geben, daß ihr von Allem, was ich euch jetzt gesagt habe, nichts vergessen wollt. Aber besinnet euch erst recht: ihr versprachet mir es vor Gott, und der läßt, wie ichs euch oft sagte, seiner nicht spotten." —

Das Gelübde wurde von den Thränen der Söhne und des Vaters vor Gott besiegelt. —

Noch eins! — „Du Heinrich wirst zu deinem Großvater kommen, das ist ein alter braver frommer Mann; was er dir sagt, das thue, es wird dein Glück seyn." — „Du weißt, lieber Heinrich, daß ich dich aufrichtig und zärtlich liebe; ich weiß auch, daß du mich liebst, um dieser Liebe willen sey gehorsam ehrerbietig gegen ihn. — Wenn ihm etwas Vergnügen macht, so verrichte es mit Freuden, suche seinen Befehlen zuvorzukommen, und seine Wünsche zu errathen: und wenn er dann mit dir zufrieden ist, so sage ihm, das habe dir dein unglücklicher Vater in der letzten Unterredung anbefohlen, und ich werde dich im Himmel noch dafür segnen." — Sage ihm, daß ich wünsche und bitte, er möchte dich der Bäckerey widmen: machst du dich seiner Liebe würdig, so wird ers thun, und dann widme dich deinem Berufe. Suche nicht höher zu steigen, so wirst du glücklich seyn." —

„Und du, mein Salomo, du bleibst bey deiner Mutter! — Wenn du zu Hause kommst, so

tröste

tröste sie; sag ihr, ich sey ganz wohl und ruhig, auch sie sollte ruhig seyn. Sey gehorsam und ehrerbietig, thue alles, was sie fordert und wünscht: das ist deine Pflicht und mein Befehl, der letzte, lieber Salomo, den dir dein Vater giebt: denn, was ich jezt sagen will, ist nur eine Bitte." — „Du willst die Gottesgelahrheit studiren; wenn du nicht eine unüberwindliche Neigung dazu hast, ein Geistlicher zu werden, so laß es lieber bleiben. Es ist ein gefährlicher Beruf! Mich hat er unglücklich gemacht. Sags meiner Mama, küss' sie in meinem Nahmen, und gedenke meiner Liebe!"

„Und nun, meine lieben! Nun ists Zeit, daß wir uns wieder trennen! — Mich hats gefreut, euch noch einmahl zu sehen! Ich gebe euch meinen letzten väterlichen Segen. Gott sey euer Vater, euere Stütze, euer Trost! Wandelt in seinen Wegen, so wird seine Vaterhand euch weislich und gnädig führen." — „Denket meiner in euerem Gebet, ich werde euerer in der Ewigkeit gedenken, und wills Gott! sehen wir uns dort alle wieder. Die Knaben waren wie an den Vater angeklammert; sie weinten nicht, sie schluchzten, bebten, hatten Verzuckungen, und wurden halbtodt weggebracht. Er lächelte unter seinen Thränen, und faßte sich bald wieder. Von der Zeit an war er zur Verwunderung ruhig und gelassen. Als ihm der Tag seines Urtheils und der vermuthliche Inhalt desselben bekannt gemacht wurde; so veränderte er nicht einmahl die Farbe, und fuhr ruhig in der schon angefangenen Unterredung fort. Als ihm das Uhrtheil selbst im Gefängnisse eröfnet, und er befragt wurde: ob ihm nicht vor dem Hin-

gang schauerte? so antwortete er: — „Schauern? — Mich wahrhaftig nicht. Ich habe alles alles durchgedacht, die ganze Szene mir vorgestellt, und während meines Gefängnisses bin ich wohl zwölfmahl wachend und träumend enthauptet worden, ohne mich zu entsetzen. — Für mich ists gut, daß ich sterbe!“ — Er fühlte wahrscheinlich, daß er zu lange gewartet habe, seine Leidenschaften zu bekämpfen, und verzweifelte daran, sich nun noch bessern zu können. — „Seyn Sie ruhig, fuhr er fort, es wird gewiß gut gehen!“ — —

Nach 1 Uhr wurde dieser unglückliche Waser vor das Rathhaus geführt. Der Weg gieng bey seines Vaters Wohnung vorbey, und er stand stille. — „Hier, sprach er nach einer kurzen Pause, wohnt ein sehr braver Mann. Ich habe ihm unaussprechlich viel zu verdanken, und nun so vergolten! Gott segne ihn und belohne ihn!“ Weiter hin blickte er auf ein Haus, dessen Fenster von Leuten vollgepfropft waren, welches desto mehr auffiel, weil sich in allen übrigen Häusern beynahe kein Mensch sehen ließ. — „Daß die guten Leute so weinen mögen dauert mich, sprach er ruhig: wenn nur keiner herunter stürzt.“ — — Vor dem Rathhause wollte er sein Urtheil selbst anhören; die Geistlichen wiederriethen es ihm, er aber antwortete: — „Es ist meine Obrigkeit, die mit mir redet; ich bin es ihr schuldig, daß ich ihren letzten Entschluß abhöre.“ — Da er aber vor dem Gedränge der Leute nichts verstehen konnte, wandte er sich wieder zu den Geistlichen, und bat, daß sie in ihrem Gebete fortfahren möchten. — So gieng er unter beständigem Beten bis

zum

zum Rabensteine fort. — Als er denselben bestiegen hatte, redete er noch mit dem Scharfrichter; fragte: ob er recht und ihm bequem säße, und als dieser mit Ja antwortete: so betete er mit lauter Stimme:

„Dir, o Gott! der du mich als Vater geleitet, durch Christum meiner Erlösung mich versichert, und durch deinen Geist zu guten Gesinnungen erweckt hast, dir empfehle ich meinen Geist! —

Und da lag der Kopf, den auch die Henkersknechte nicht ohne Thränen hinlegten. — Nach Endigung dieser Geschichte schärfte der Herr Pfarrkaplan Treumann Eltern und Kindern nachdrücklich ein, daß sie sich weder vom Zorn noch von Rachbegierde zur Widersetzlichkeit oder andern Verbrechen hinreissen lassen möchten, und empfahl ihnen gehorsam zu seyn, und sich ohne Murren den Befehlen ihrer Obrigkeit zu unterwerfen.

Unterdessen war die Gesellschaft von dem Spaziergange wieder unvermerkt in Mildheim augelangt, und es war wohl keiner zu finden, der nicht innigst gerührt, mit dem gesegnetesten Vorsatze sich nach Hause begeben hätte; und so hatte die heutige Sonntagsunterhaltung ihr Ende erreicht.

Vierte Zusammenkunft.

VIIII.

Der Rademacher Künstlich theilt der Versammlung seine in fremden Ländern gemachte Erfahrungen mit.

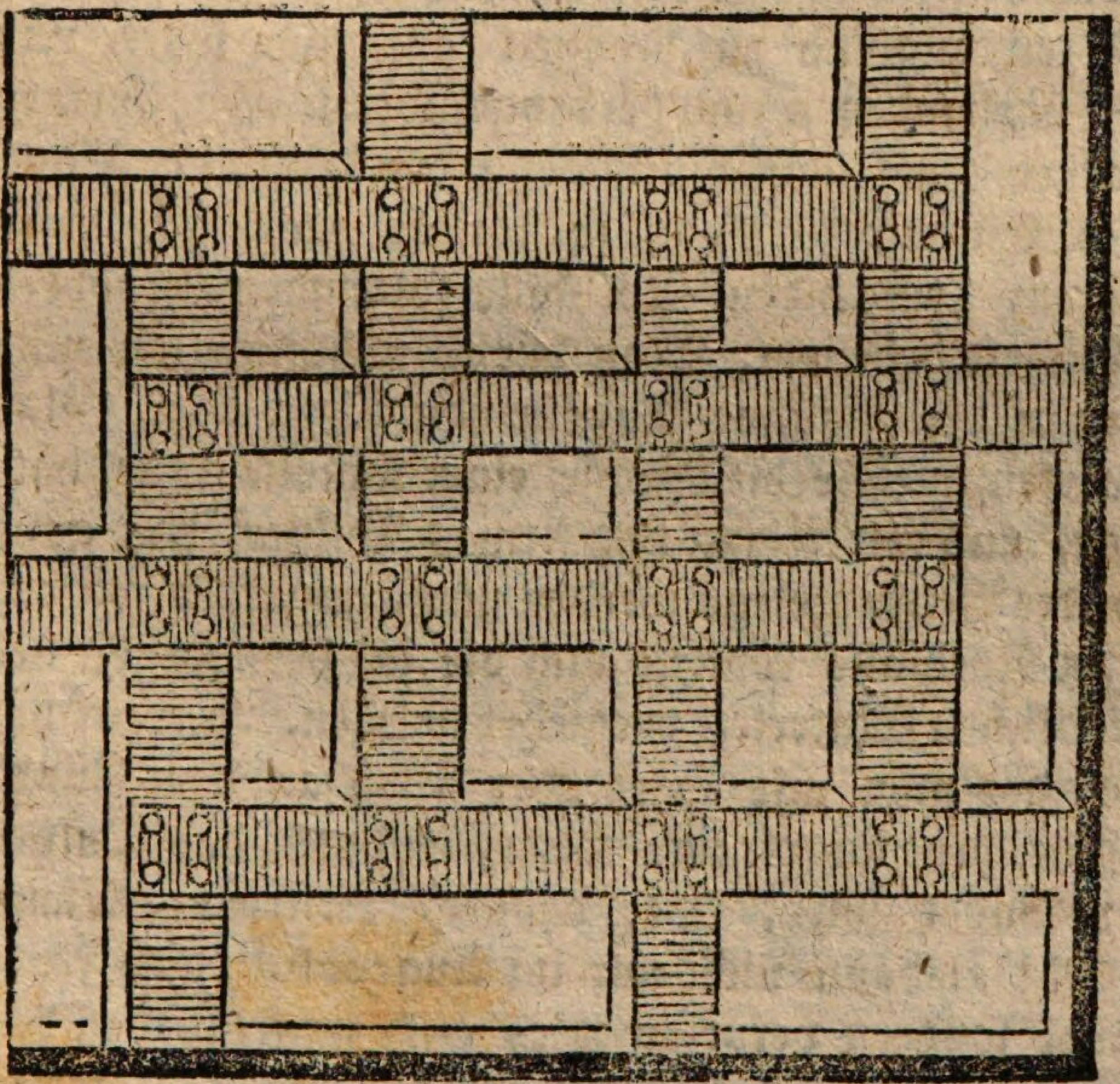
Kaum hatten sich die biedern Menschenfreunde zu Verbreitung nützlicher Kenntnisse bey dem Pfarrkaplan Treumann versammelt, als die ganze Gesellschaft den Rademacher Künstlich aufforderte, nun endlich auch einmahl sein Versprechen zu erfüllen, und alle die nützlichen Kenntisse mitzutheilen, welche er auf seiner Wanderschaft von grossen Künstlern, und andern geschickten Männern erlernet habe. Hierauf fieng Meister Künstlich seine Erzählung folgender Gestalt an.

Fehler, die beym Bauen vorgehen, zu verbessern.

Ich habe oft von geschickten Zimmerleuten gehört, ja ich habe es auch nicht selten mit meinen Augen gesehen, daß Zimmerleute bey Errichtung eines Gebäudes manchmahl aus Nachläßigkeit oder Unwissenheit die Hölzer zum Boden desselben zu kurz geschnitten haben, so daß keines davon von einer Seite zur andern reichte, Hätte man nun nicht geschickte Leute finden können, welche im Stande gewesen wären, diesen wichtigen Fehler zu verbessern, so würde ein solcher Hauseigenthümer oft in grossen Schaden versezt worden seyn.

Um

Um nun einem Jeden, der sich in einen solchen traurigen Zufall versetzt sieht, so viel nur immer in meinen Kräften stehet, mit Rath und That beyzuspringen, will ich folgende Vorsichtsregeln mitzutheilen nicht länger anstehen. Gesetzt, es trüge sich zu, daß ein Zimmermann einen akkurat viereckigten Boden zu legen hätte, dessen Länge auf jeder Seite 15 Schuhe betrüge, das Bauholz wäre aber überall um zwey Schuhe zu kurz geschnitten worden, so ist es dennoch möglich diesen Fehler zu verbessern, ohne daß der Boden darum etwas von seiner nöthigen Dauer verliert. Und dieses muß durch eine künstliche Zusammensetzung der Hölzer geschehen, wie solches beystehende Figur deutlich zeiget. Man lege nähmlich



die Hölzer wechselweise mit dem einen Ende ringsum den Boden auf die Wand, mit dem andern Ende aber bringe man sie allemahl an einem Ort, wo sie keine grosse Last zu tragen haben, und mithin allenfalls entbehrlich sind, So werden sie durch die gemachten Schlüsse von andern Hölzern getragen werden, und dem ganzen Uebel ist alsdann durch ein einfaches Mittel abgeholfen, das um so mehr Aufmerksamkeit verdienet, je größer die Ersparniß ist, welche dadurch gemacht wird.

Vortreffliches Mittel bey Feuersbrünsten.

Wenn eine Stadt oder Dorf durch Bosheit der Menschen, oder durch irgend einen andern außerordentlichen und schrecklichen Zufall an mehreren Orten zugleich zu brennen anfangen sollte, und die vorhandenen und herbeygeführten Feuerspritzen wären etwa nicht hinreichend, der Wuth der Flamme Einhalt zu thun, so könnte man sich in so einem dringenden Nothfalle folgenden erprobten Mittels bedienen. Man dürfte nähmlich nur mitten in die Flamme Kugeln von Thon oder Glas werfen, welche die Größe einer Kanonenkugel hätten, und mit Alaun und etwas Pulver, das ganz in die Mitte gelegt werden muß, angefüllt wären. Im Nothfalle können auch die in der Kugel befindlichen Materien vermehrt werden. Hierauf befestiget man mit Harz oder Pech an dem Zündloche der Kugel eine Kerze, wodurch das Pulver entzündet wird. Der dadurch zerstreute Alaun löscht alsdann nicht nur im Augenblicke daß Feuer aus, sondern verursachet es auch zugleich, daß das Feuer selbst in der Folge alle diejenigen Materien

nicht mehr berührt, an welche der Alaun gefallen ist. Sollten obengenannte Materien aber nicht zu haben seyn, so würde feuchter Sand zur Füllung der Kugeln eben diese Dienste thun.

Eine ganz neue Methode, die Strohdächer auf dem Lande auf geraume Zeit vor dem Feuer zu schützen.

Es wird zu diesem Behuf, so viel als erforderlich, Mauerkalk in Wasser zerlassen, und so lange umgerührt, bis er zum dünnen Brey wird. So oft nun der Dachdecker ein Bündel Stroh gelegt hat, so wirft jemand anderer in einem Gefäße etwas von diesem Mauerkalk darauf, und bestreicht damit ganz der Länge nach das Stroh. So wie nun ein anderer Bündel gelegt wird, so kommt ein Theil des Mauerkalks auf die Seite des Bündels zu stehen, die vom Mauerkalk noch frey geblieben ist. Wenn man daher so damit fortfährt, so werden die äußern Seiten, die noch blos sind, zuletzt ganz mit Kalk überzogen.

Man pflegt zu dieser Manipulation in Schlesien Thon zu nehmen, der mit Salzwasser angefeuchtet, und so dünn wie Brey gemacht worden. Hat man das Dach vorher angefeuchtet, so wirft man ganz dünn Sand darauf, und läßt es trocken werden. Sodann breitet man über das Ganze eine Vermischung von Kalk, Sauermilch oder Buttermilch und Eyern aus, und wiederholet dieses mehreremahle hintereinander. Dieser Versuch hat gezeigt, daß der Vortheil, den man dadurch erreiche, mannigfaltig sey. Die Flamme wird dadurch ge-

getödtet, das Wasser wird abgehalten, und das Dach vor der Fäulniß bewahret.

Eine ganz neue, erprobte und ökonomische Art Häuser zu bauen ist wohl die aus Kupferschlacken. Die davon erbauten Häuser sind bey weitem nicht so feucht und weit gesünder und wohlfeiler als die steinernen. Die Häuser werden davon auf folgende Art gegossen:

1) Man legt die zu Kiesel gestoßenen Schlacken in den Mörser, und stampft sie zwischen aufgestellte Bretter von der Dicke der Mauer fest zusammen.

2) Wenn man, wie es sonst gebräuchlich das Fundament gemacht hat, so legt man grosse Schlackenstücke in den Mörser und führt auf diese Art die Mauer nach der Schnure auf.

Ist nun das Fundament aufgeführt worden, so bekleidet man die äußere Seite des Hauses mit guten Backsteinen. Dieß geschieht folgendermaßen: Man stellt nähmlich zwey oder drey Backsteine auf die Kante (Ecke) und läßt den dritten oder vierten seiner völligen Länge nach in die Mauer legen. Hernach mauert man an der innern Seite mit Schlacken. Hier gehen von den Backsteinen nur eilf Steine auf eine Elle ins Gevierte. So hat man bereits mit dem glücklichsten Erfolge ein Haus von zwey Stockwerken erbauet. Die Arbeit wird durch diese Bekleidung ungemein erleichtert. Innerhalb eines solchen Gebäudes kann man auch

die

die Mauer mit blauem Thone bewerfen. Die Schlacken verbinden sich mit dem Kalk so fest, daß es weit schwerer ist, in eine solche Mauer eine Oeffnung zu hauen, als in eine Ziegelmauer. Es trocknet auch jene weit früher. Im Winter zeigt sich keine Feuchtigkeit an den Wänden. Da die Schlacken, wenn sie zusammengehackt sind, sich wölben, so kann man sie sehr vortheilhaft zum Grundlegen brauchen. Zu Küchen, Brauhäusern und Schornsteinen kann man größtentheils Schlacken brauchen.

Solche Schlackenhäuser verursachen lange nicht so viel Kosten als Backsteinmauern, sie sind dem Wechsel der Witterung nicht so unterworfen, und da, wenn man von Schlacken, Häuser zu bauen einführen wollte, weniger Ziegeln gebrennt würden, so würden auch die Waldungen mehr geschont werden.

Man hat zu Livorno, einer Stadt und Seehaven im Großherzogthum Toskana in Italien, eine ganz besondere und doch sehr vernünftige und ökonomische Art Häuser zu decken. Sie scheint alle Vortheile und Bequemlichkeiten zu gewähren, welche man nur immer erwarten kann und darf; denn

1) Dringt der Regen bey einer solchen Bedeckung des Daches nicht so in die Häuser ein, besonders wenn das Wetter stürmisch ist.

2) Ist die Materie zu einer solchen Bedachung allenthalben zu haben. Die Ziegeln der

Häuser zu Livorno, sind fast recht winklicht. Sie haben eine Länge von achtzehn Zoll, und sind am Obertheile acht bis neun Zoll breit, am Untertheile aber sieben bis acht Zoll. Ferner haben sie einen Rand von ohngefähr einem guten Zoll vom Vorsprunge der Länge ihrer großen Seiten, welcher sieben bis acht Linien dicke ist. Sind die Sparren und das Dachholz aufgerichtet, so lege man die Ziegeln dergestalt, daß der breite Theil nach der hohen Seite des Daches stehet, und daß der schmalste zwischen den breitesten Theil der Ziegel, der darauf folgt, dazwischen gehe, und so fort bis zur Dachrinne. Man legt also so viel Reihen von Ziegeln, so in einander gefügt, auf das Dach, als man zur Bedeckung nöthig hat. Da indessen noch ein kleiner Zwischenraum übrig bleibt, wo das Wasser durchrinnen könnte, so legt man eine Reihe Hohlziegeln darüber her. Aber sie müssen die gehörige Größe haben, und anderthalb Fuß lang seyn, damit sie die Ränder der ihnen zu nächst liegenden Ziegeln umfassen. — Das Obertheil des Dachs, wird mit einem großen Ziegel bedeckt. Er muß das horizontale Stück Holz umfassen, auf welchem die Balken ruhen. Verbunden werden beyde mit Gyps oder Steinkütt. Diese Materialien sind zum Verbinden darum besser als andere, weil sie auf solchen Dächern dem Wasser schlechterdings den Eingang versagen. Man hat bey dieser Bedeckung auch noch den kostbaren Vortheil, daß man bey Feuersbrünsten ohne Mühe darauf gehen kann. — In Genua sind fast alle Dächer platt und mit Rasen belegt, jene hier sind mit Schieferstein von ungeheurer Größe gedeckt, und mit Kalk unterlegt. Oft halten diese

Schiefersteine zwölf Fuß in der Länge, und sind fünfzehn Fuß breit, und zwey Zoll dick. Die Genueser ziehen unendlichen Nutzen von den Steinen. Sie verfertigen davon Fenstersteine und Schreibtafeln, die bis nach Spanien, Maltha und Sizilien gehen. Man verfertigt auch dauerhafte Kästchen davon, um Pomeranzen, Jesmin und andere kostbare Gewächse hinein zu setzen, als womit die Italiener ihre platten Dächer und Erker zieren. —

Da feuchte Mauern die Wohnungen unbequem und ungesund machen, so muß man vor allen Dingen darauf bedacht seyn, dieselben vor der Näße zu bewahren. Der Schaden ist gar zu groß, den die Feuchtigkeit in einem Hauswesen anrichtet; denn sie greift das Hausgeräthe an, macht es stockend, und verdirbt es ganz und gar. Sie verursachet aber auch für die Gesundheit üble Folgen. Sie macht üble Luft, die dann noch ärger wird, wenn man die Stuben heitzt. Nachläßige und unachtsame Hauswirthe, die in ihrer Wohnung nichts nachsehen, sondern das Regenwasser durch die Mauern durchlaufen lassen, sind an dieser Näße oft größtentheils Ursache. Sie kann aber auch von Brunnen oder Abtritten, oder andern Orten herrühren, die sich in der Nachbarschaft befinden, aus denen immerwährnde Dünste aufsteigen. Es sind aber auch bisweilen die Steine selbst daran Schuld, wenn sie nähmlich zu feucht gewesen sind, als man sie zur Mauer genommen. Es mag nun an der Näße Schuld seyn, was immer will, so wird man doch selten seinen End-

zweck nach Wunsch erreichen, und die Mauern völlig zur Trockenheit bringen, wenn man nicht das Uebel mit der Wurzel ausrottet. Ein auf dergleichen wirthschaftliche Sachen besonders aufmerksamer Landmann in Schlesien hat dennoch einen Versuch gemacht, durch nachstehendes Mittel die Nässe von der Mauer abzuhalten, und sieh da, es schlug gut an. Er trocknete nähmlich zuerst die Mauer mit einem Lappen recht gut ab. Sodann überschmierte er sie mit warmen Nußöhl. Wann die Mauer trocken war, beschmierte er sie wieder mit warmen Oehle. Dieses setzte er dreymahl nach einander fort, doch immer mit der Vorsicht, daß er jedesmahl die Mauer recht trocken werden ließ, ehe er sie abrieb. Hatte er dieses alles gethan, so strich er die Mauer mit Oehlfarbe an. Dieser Ueberzug verursachet denn, daß die Feuchtigkeit sehr schwer in ein Zimmer eindringen kann, und solchergestalt behält man in seiner Wohnung immer reine Luft, und der Hausrath dauert auch länger. Dieses Mittel hat seinen Werth, und ob es schon einige Unkosten verursachet, so ist man doch dafür entschädiget genug, wenn man durch Einathmung einer unreinen Luft nicht fürchten darf, seine Gesundheit zu verlieren, und wenn man versichert ist, daß das Hausgeräthe nicht dem Verderben ausgesetzt ist. — Nicht weniger Aufmerksamkeit verdient für den Bürger und Bauer der Umstand, das Holz vor der Fäulniß, vor Würmern, und andern Schaden zu bewahren. Beym Eichenholz hat man besonders auf folgende Stücke Achtung zu geben:

1) Beym Fällen (Umhauen) der Eichen hat man darauf zu sehen, daß es zu der Zeit geschehe, wenn sie nicht viel Feuchtigkeit haben, nähmlich im Winter, wenn sie im Herbste ihr Laub gut haben fallen lassen.

2) Das Holz, welches gefällt worden, muß auf allen vier Seiten behauen werden. Wenn beydes in einem recht starken Winter geschehen kann, so frieret die Feuchtigkeit größtentheils weg, und die Kälte trocknet es eben so wohl aus, als die Sommerhitze, und zwar noch mit größerm Vortheile, weil sie keine Risse macht.

3) So bald es nur möglich, müssen die Stücke unter Dach gebracht, und auf hohe Rippen gelegt werden, damit die Luft durch das Holz recht durchstreichen, die Sonne es aber nicht bescheinen könne.

Einige Landwirthe wollen auch hier noch folgendes Mittel empfehlen: nähmlich man soll das Bauholz eine Zeit lang in Vitriolischem Wasser liegen lassen. Es ist dieses gleichfalls von großem Nutzen, wenn es hernach heraus genommen, und auf erwähnte Art unter Dach gebracht wird.

Es giebt auch noch andere Mittel, das Holz vor den Würmern zu sichern. Man wähle zum Umhauen solcher Bäume, welche man zum Bauen brauchen will, eine solche Zeit, wo der Saft nicht so voll ist, das ist, vom Januar bis in die Mitte des Februars. So bald die Eiche,

die Farche und andere Holzgattungen gehauen sind, muß man sie gleich brauchen. Je früher man sie braucht, desto tauglicher sind sie zum Baue, und desto weniger sind sie dem Wurmfraß ausgesetzt. Sie sind also sowohl zu Gebäuden, als zur Tischlerarbeit von Dauer. Der Ahornbaum hat viel Oeffnungen, in welchen der Saft sich verhält, nachdem sie geschlagen sind; selbst den Winter durch. Es darf dieser also nicht sogleich zum Baue genommen werden, wenn ihn die Würmer nicht zerfressen sollen. Man muß ihn, ehe er zum Baue verwendet wird, erst eine Zeit lang stehen lassen, und die Schale erst sechs oder sieben Wochen nach seiner Fällung, das ist, im Monath April, abnehmen. Die ersten warmen Frühlingstage machen, daß der Saft zu gähren anfängt, und bitter wird, und diese Bitterkeit ist es eben, welche den Würmern widersteht, sie vertreibt, und sie abhält, Eyer zu legen. Es ist wohl wahr, daß die aus solchem Holz geschnittenen Bretter das glänzende Ansehen nicht behalten, und nicht so hart und weiß sind, als andere; aber die Arbeit, welche daraus verfertiget wird, ist desto dauerhafter, und man will sogar behaupten, daß sie Jahrhunderte hindurch sich ohne Wurmbrut erhalten sollen. Das Eichenholz wie das Ahornholz sind gleich stark dem Angriffe der Würmer ausgesetzt. Um dieser Gefahr nun zu entgehen, ist es sehr gut, daß man das Holz, wenn es in einer schicklichen und günstigen Zeit gehauen worden, vorher gut reinigt, trocknet, und vorzüglich die innern Theile der Rinde von der Nässe befreyet, welche sie nur unmittelbar dem Holze mittheilen würde.

Es ist unläugbar, daß die in dem Holze befindliche Feuchtigkeit, es mag dieselbe nun in dem Holze selbst liegen, oder erst von außen hinzugekommen seyn, die Ursache des Verderbens ist. Es kömmt also viel darauf an, wie man dieselbe wegnehmen, oder wie man verhindern kann, daß keine eindringe. Ein gewisser Tischlermeister Rode, den ich in Augsburg kennen lernte, bediente sich folgenden Mittels: Er kaufte eine ziemlich große Menge Nußholz, welches zu Modellen am besten zu gebrauchen ist, weil man dicke vierecktigte Stücke, die man dazu nöthig hat, daraus schneiden lassen kann. Er war immer darauf bedacht, trocken Holz zu bekommen. Die Stücke davon scharrte er in Weinrebenasche, die innerhalb drey oder vier Tagen alle Feuchtigkeiten wegnahm. Sodann wischte er jedes Stück sorgfältig ab, und rieb es auf der Stelle mit etwas warm gemachten Nußöhl, legte es hernach sogleich wieder in die Asche, um das überflüßige Oehl wegzuschaffen, welches das Holz nicht angezogen hatte. Nach einigen Tagen nahm er das Holz wieder aus der Asche, und bediente sich dessen wie gewöhnlich zu seinen Arbeiten. Das Oehl also, welches in die Oeffnungen dringet, macht, daß keine Fäulniß ansetzen, und keine Feuchtigkeiten eindringen können. Auch trägt überdieß dieser Kunstgriff noch ungemein viel dazu bey, dem Holze eine gute Farbe zu geben, und es biegsamer zu machen.

Die Farben zur Tischlerarbeit müssen geschickt zusammengesetzt werden.

Um einen polirten Grund zu bekommen, muß man Bleyweis brennen. Dieses zu Stande zu bringen, stoßt man das Bleyweis in Stücken, so groß, wie Haselnüsse, thut es in eiserne Wannen, und brennt es über dem Feuer, wie Kaffee, unter beständigem Rühren. Wenn es gelb zu werden anfängt, so ist dieses ein Zeichen, daß es genug gebrennt worden. Sodann nehme man es vom Feuer weg, und reibe es über Porphyr oder Marmor mit grobem Oehle. Wenn dieses geschehen ist, und man will schon Gebrauch davon machen, so reibe man es mit Terpentinöhl. — Will man sich nun dessen bedienen, so gebe man der Tafel, dem Beschlag oder Mauer, welches man malen will, drey oder vier Anstriche davon, und sehe ja zu, daß die Oberfläche gut bedeckt werde. Man streichet es nicht eher wieder an, als bis der erste Anstrich eingetrocknet ist, welches man erfährt, wenn man mit dem Finger darauf drückt, und er klebt nicht an. Wenn also alle drey oder vier Anstriche aufgesetzt, und gut trocken geworden sind, so nehme mam Bimsen, reibe ihn auf einem Steine zu feinem Pulver, und thue ihn auf einen naßgemachten und zusammengedrehten Lappen als ein Knopf, von bequemer Größe, reibe die Sachen ganz mäßig damit, und poliret sie vollkommen. Das Wasser darf man bey dieser Arbeit nicht sparen. Nach diesem ersten geglätteten Grunde, der auch die rohe Verrichtung gennenet wird, setzt man nach seinem Gefallen die Farben auf. Zu diesem Behuf aber ist dickes

Oehl nöthig. Es wird dasselbe auf zweyfache Art zubereitet.

1) Man nehme einen neuen glasürten Topf, mit Nußöhl, oder wenn man dieses nicht haben kann, mit Mohnöhl. Man thue dazu 12 Loth Silberglätte, vier Loth Bleyweiß in Stücken, alles auf einem Marmorsteine zum klaren Pulver gerieben, und mit drey Loth Zinnober vermischt. Dieses alles bindet man in einen Leinwand-Lappen zusammen, hänget es an einen quer in dem Topfe angebrachten Stock mit Bindfaden befestigt, in das Oehl, schüttet ein gut Glas Wasser dazu, und setzet den Topf auf warme Asche oder gedämpfte Kohlen, und läßt es so vier und zwanzig Stunden lang kochen. Hierauf tauche man einen Pinsel in diese Mischung, und streiche damit auf ein Stückchen Glas. Wird es bald trocken, so ist es ein Zeichen, daß es genug gekocht hat. Alsdann hebt man den Topf vom Feuer, und nimmt den Büschel heraus, klärt es ab, und füllt es auf eine Flasche. Auch den Bodensatz kann man aufheben; denn er ist gut zu groben Farben zu gebrauchen.

2) Man pflegt das dicke Oehl auch noch wohl auf folgende Art zuzubereiten. — Man thue ein Pfund in kleine Stückchen geschnittenes Bley in zwey Maß Nuß- oder Mohnöhl in einer gläsernen Flasche, und stelle sie in die Sonnenhitze, drey Monath lang. Nach Verlauf dieser Zeit versucht man das Oehl, wie oben gesagt worden, und wenn man es für gut befindet, so ziehet man es ab auf andere Flaschen. Eben dasselbe Bley ist zu

fernerem Gebrauche dienlich. Was die Zusammensezung der Farben betrifft, so merke man folgendes:

1) Weiß wird zusammengesezt, wenn man Bleyweiß mit dem zarten Oehle anreibet. Um das Weisse länger zu erhalten, setze man eine Messerspitze voll Blaues zu. Denn wenn es allein ist, wird es nach und nach gelblich.

2) Das erste Grün wird auf folgende Art zubereitet: Man mischet zu zwey Pfund Bleyweiß ein Pfund Grünspan. Diese Farbe setzt sich gemeiniglich auf einen weissen Grund. Sie wird aber noch besser gerathen, wenn der Grund polirt und von einem sehr hellen Grünspan ist.

3) Zweytes Grün wird auf diese Art gemacht: Man nimmt Berggrün und so viel Bleyweiß, als zur hellen oder dunkeln Farbe erforderlich ist. Reibe man alsdann diese beiden Farben mit dem dicken Oehle ab, und der Grund wird hellgrün seyn.

4) Das dritte Grün. Hiezu nimmt man krystallisirten Grünspan, und so viel als beliebet Bleyweiß. Man kann es eben so mit Terpentin, als mit dem dicken Oehle abreiben, und es hernach zum Firniß brauchen. Aber in diesem Falle muß das Bleyweiß zu dem Terpentin besonders bereitet worden seyn; der Grund wird hernach immer hellgrün ausfallen.

5) Hellblaue Farbe erhält man, wenn man Lack, preußisch (Berliner) blau, und Bleyweiß jedes besonders klein stößt, und hernach ein Grün nach Belieben zusammen setzt. Der Grund wird allemahl auf hellgrün seyn.

6) Blau. Diese Farbe entstehet von Berlinerblau und Bleyweiß, mehr oder weniger, je nachdem man das Blave haben will. Man stoße es mit Terpentin an, und so kann man es hernach zum Firniß brauchen. Jedes muß immer für sich gestossen werden; hernach mischet man die Farben. Der Grund wird grau seyn.

7) Eichene Holzfarbe. Ocker und Umbra machen diese Farbe, hoch oder dunkel, nach der Menge des Okars. Man stößt sie mit grobem Oehle an.

8) Nußbaumholzfarbe. Man nehme Bleyweiß, Ocker, und eine Messerspitze voll Schwarz, und reibet alles mit dickem Oehle an.

9) Kästenbraune Farbe.' Englisch-roth und gebranntes Elfenbein machen dunkel braune Farbe. Will man es helle haben, so setzt man anstatt schwarz, gelb zu; und noch heller: Ocker von Berry mit dickem Oehl angerieben.

10) Gelb. Diese Farbe entstehet von dem Ocker zu Berry, dem man so lange Bleyweiß zusetzt, als man die Farbe herunter haben will. Stoßet alles mit dickem Oehle an, und nehmet Terpentin mit dazu.

11) Jonquille zu machen nimmt man Operment, und vermischet es mit Bleyweiß. Es giebt drey Arten von Operment, deren Schattirungen verschieden sind. Man kann also nehmen, welche man will. Es sind aber zwey Stücke hiebey zu merken: Erstens, daß das Operment sich mit nichts als mit Terpentin, zum Firniß Gebrauch, anreiben läßt; er wird sonst zu schwer trocken. Zweytens, man muß alle mit Terpentin angestossene Farben, frisch weg brauchen. Diese Regel ist ohne Ausnahme, nach welcher man sich immer zu richten hat, daß die Farbe nicht eher zubereitet werden dürfe, als bis man sie brauchen will.

12) Roth, das dem Chinesischen gleich kommt. Es entstehet, wenn man Englisch roth mit Zinnober versetzet. Was die Grade der Farben aber betrifft, so ist es in ihrer Zusammensetzung unmöglich, die Menge der Farben zu bestimmen, die dazu kommen. Ihre Vollkommenheit hänget von den Augen und gesunden Geschmacke des Künstlers ab.

13) Goldfarbe. Sie wird aus den vorhin erwähnten drey Sorten: Operment, Bleyweiß und etwas wenigem Zinnober zusammengesetzt. Jede Farbe aber wird für sich allein gerieben, und der Augenschein wird anzeigen, wie viel von jedem genommen werden muß, um die wahre Goldfarbe heraus zu bringen. Hiebey ist anzumerken, daß Kühnruß allemahl leichter und ein angenehmeres Schwarz ist, als gebrenntes Elfenbein.

Hat

Hat man nun also zwischen den Farben, und den verschiedenen Sorten derselben eine Wahl getroffen, so setzt man zwey oder drey Lagen auf den geglätteten Grund, und zwar so, daß er wohl bedeckt wird. Kein neuer Anstrich kann eher gemacht werden, als bis der erste trocken ist; und so lange muß man in Geduld stehen. Hierauf polirt man die Farbe mit Bimstein, so wie beym polirten Grunde, oder der rohen Zurichtung, und trägt nachher drey oder vier Anstriche vom weissen oder braunen Firniß darauf. Ist der Firniß trocken, so reibt man ihn mit Bimstein ab.

Wer jeden Anstrich von polirtem Grunde oder der groben Zurichtung eher oder geschwinder trocken zu machen wünscht, darf nur zu den Farben oder Bleyweiß kalcinirtes Kupferwasser setzen, so wird es noch einmahl so geschwinde trocken. Das Kupferwasser wird kalcinirt, wenn man es über das Feuer in eine eiserne Wanne thut, und es fließen läßt; und wenn es zu prudeln aufhört, so ist es genug gebrennt. Von diesem mischet man was weniges unter das, was man brauchen will, so viel als man für gut findet. — Man kann auch statt des hier oft vorkommenden Grünspans, sich lieber des Braunschweiger Grüns bedienen.

Gründliche Anweisung, ausländische Holzarten nachzuahmen.

Man kann auf eine sehr leichte Art den Ulmen und Ahornbrettern die Mahagonifarbe geben. Will man dieses, so beneze man die Bretter vorher mit Scheidewasser; darauf nehme man

zwey

zwey Quentchen Alkannawurzel, und ein halb Quentchen Aloes, und ziehe aus diesen Ingredienzen zusammen, mit acht Loth starkem Weingeist, die Tinktur heraus. Diese streicht man mit einem Schwamme oder Haarpinsel, zwey bis dreymahl über die Bretter, und läßt sie trocknen.

Eben so kann man auf drey verschiedene Arten das Ebenholz nachmachen. Das beste Holz zu diesem Gebrauch, ist dasjenige, welches die wenigsten Adern und Poren hat, und zugleich sehr glatt, eben und fest ist, und also, die Farbe ausgenommen, schon von Natur die meiste Aehnlichkeit mit dem Ebenholze hat. Man thut am besten, wenn man hiezu ein gesundes Birnbaumholz erwählt. Dieses koche man mit Spänen von Brasilienholz mit etwas zugesetztem Alaun in einer hinlänglichen Quantität Wasser, und überstreicht es hernach mit Eisenschwärze. Das Brasilienholz läßt man nun so lange im Wasser kochen, bis es eine violette Farbe erlangt hat; dann wirft man ohngefähr ein Sechszehntheil, nach dem Gewichte des Brasilienholzes gerechnet, Alaun hinein, und das Holz, welches man schwarz färben will, streichet man mit einer scharfen Bürste so lange, als die Farbe noch kochend heiß ist. Hernach macht man einen Aufguß von Eisenfeil und Essig auf heißer Asche, trägt mit einem Pinsel diesen Essig auf das mit der violet Farbe durchzogene Holz, wovon es dann sogleich schwarz wird. Will man die Farbe noch dauerhafter machen, so trage man die violette Farbe nochmahls auf schwarz auf, und alsdann wieder den mit Eisen getränkten Essig. Dieses wird einigemahl hinter-

hintereinander wiederholet. Ist nun alles trocken, so polirt man das Holz mit einer Leinwand, welche durch geschmolzenes Wachs gezogen worden. Dieses verursachet, daß das Holz einen schönen Glanz bekommt. Die Farbe selbst fällt desto schneller aus, je mehr Härte das Holz hat.

Man kann aber auch noch auf eine andere Art diese Künsteley vornehmen. Man zerstoßt nähmlich 4 Unzen schwarze Galläpfel gröblich, und thut sie in einen eigenen irdenen Topf. Man schütte sodann eine Unze Brasilienholz-Späne, eine Unze Vitriol, nebst einer halben Unze Grünspan mit einem Maß Wasser dazu, und läßt es bedeckt eine halbe Stunde lang bey ganz gelindem Feuer kochen. Hat man dann die heiße Brühe durch ein leinen Tuch gegossen, so bestreiche man das Holz mit einer Bürste 4- bis 6mahl damit. Hierauf läßt man es trocknen; dann gießt man auf eine Unze Eisenfeil ein halbes Seidel starken Weinessig, und läßt es in einer Flasche einige Tage lang in gelinder Wärme stehen. Man kann es aber auch gleich in einem Häfen zur Hälfte einkochen. Ist es wieder kalt worden, so bestreicht man das schon geschwärzte Holz damit noch 3- bis 4mahl. Zuletzt glättet man das Holz mit gewixter Leinwand, wenn es vollkommen getrocknet ist. Endlich könnte man auch noch auf folgende Art verfahren: Wenn man dem Holze die beliebige Gestalt gegeben hat, so reibe man es zuvor mit Bimstein ab, und trage alsdenn folgendes darauf. Man schütte in ein glasürtes irdenes Gefäß eine Maß starken Weinessig, 2 Unzen Eisenfeil, und ½ Pfund grob gestossene Galläpfel. Diese Mi-

schungen läßt man einige Tage lang an einem warmen Orte stehen, und ausziehen. Dann schüttet man noch ein halbes Seidel Weinessig und 4 Unzen Vitriol hinein, und läßt alles zusammen über dem Feuer ein einzigesmahl aufkochen. Mit dieser flüssigen Materie reibe und überstreiche man das Holz 4= bis 6mahl. Ist es nachher völlig ausgetrocknet, so polirt man es zuerst mit Trippel, und zuletzt mit gewixter Leinwand.

Eine ganz neue Art aus der Farche (Fichte) weit mehr Harz zu ziehen, als gewöhnlich.

Die Farche (Fichte), aus der man das Harz ziehen will, wird umgehauen, in die Erde vergraben, und 3, 4 auch 5 Jahre darin liegen gelassen. Wenn sie dergestalt eingescharret worden ist, so kommt das Harz zur vollkommenen Reife, und vervielfältigt sich dermassen, daß, wenn man sie ausgräbt, sie gleichsam vom weissen Harze ganz überzogen ist. Wenn sie auch noch so lange in der Erde gelegen hätte, so wird man auch nicht die mindeste Spur von Fäulniß wahrnehmen. Ist sie nun ausgegraben worden, so schneidet man sie mit einer Baumsäge in langen Stücken von 2 und einen halben, oder 3 Fuß entzwey. Diese Stücke spaltet man der Länge nach in kleinere Stücke, und legt diese zusammen, sticht auf ein Erdreich in Viereck, das sich nach der Länge der Stücke genau richten muß, aber eher breiter, als länger seyn darf. Dieses Viereck darf ohngefähr 6 Fuß im Umfange haben. Es wird ohngefähr 2 Zoll tief gegraben, auf einer dieser 4 Seiten aber eine Rinne gemacht, die in einem Abstand von 4

oder

oder 5 Fuß in einen Brunnen geht, den man sogleich auszustecken, und 15 bis 20 Fuß tief zu machen, nicht verabsäumen darf. Von diesem Brunn geht eine andere Rinne, die mit dem 2ten Brunn, und aus diesem die 3te, die mit einem andern Brunne Gemeinschaft hat, und deren so viele, als man Holz hat. Es ist leicht einzusehen, daß die Rinnen aus dem Grunde so gelegt werden müssen, damit sie das Wasser, aus dem ersten Brunnen, wenn sie voll sind, in dem zweyten leiten sollen.

Hat man nun diese Einrichtung getroffen, so legt man über das Viereck 4 oder 5 Stangeneisen, die platt und wenigstens einen Zoll dick seyn müssen. Sie haben diese Stärke um so mehr nöthig, weil sie die ganze Last des Holzes zu tragen haben. Ueber diese Stangeneisen legt man die gespaltenen Holzstücke nach der Ordnung kreutzweise, jeden einen halben Zoll voneinander, das ist, wenn eine Lage Holz der Quere gelegt worden ist, so wird die andere wiederum der Länge nach darüber gelegt. Vorzüglich aber ist dieß zu beobachten, daß das Holz wie eine Piramide übereinander gehäuft wird, so daß der oberste Theil davon enge zugeht, der unterste aber breiter auslauft. Die Höhe der Piramide ist willkürlich. Hat man nun auf vorgeschriebene Art die Piramide aufgerichtet, so legt man auf die Spitze derselben Feuer. Das Feuer verbrennt das Holz, und die Hitze schmelzt das Harz, welches senkrecht in das Viereck fällt, aus dem es hernach in den Brunnen fließt. So kann man eine weit grössere Menge Pech erhalten, als man auf die sonst gewöhnliche Art sich ver-

sprechen dürfte. Dieses flüssige harzige Wesen wird endlich auf folgende Art getrocknet, und zu Pech gemacht.

Unter den Brunnen sucht man zuförderst den aus, den man zu Pech machen will. In diesen wirft man 2 beym Feuer bis zum rothgleiche gebrachte Kugeln. Die Materie entzündet sich sodann und thut einen fürchterlichen Knall. Das Wasser, welches sich noch innerhalb des Harzes befinden sollte, dampft in dicken Dünsten weg. So wie man nun glaubt, daß das Harz trocken genug ist, so wirft man Horden über die Brunnen, und deckt sie so geschwind, als es immer seyn kann, mit Rasen. Dadurch wird das Feuer gedämpft. Uebrigens läßt man die Masse kalt werden, die, wenn sie kalt geworden, so hart ist, daß man die Axt zu Hülfe nehmen muß, um sie abzulösen.

Wie kann der Landmann sich selbst allerhand Gefässe verfertigen.

Es ist nichts in der Welt, was nicht noch irgend zu einem Gebrauche dienen könnte. So geringschätzig oder gleichgiltig man oft über gewisse Sachen mit Füssen herumtritt, so nützlich und brauchbar sind sie oft. So verhält es sich mit den Sagscheitten, aus denen man gute Gefässe machen kan. Dieß wird auf folgende Art bewerkstelliget. Man nehme zarte Sagscheitten, trockne sie wohl, und gieße zu gleichen Theilen etwas weniges von Terpentin, Harz, und die Hälfte Wachs dazu, Diese Masse, wenn sie mit den trocknen

zar=

zarten Sagscheitten vermischt ist, rührt man so lange um, bis sie so dick wie Brey geworden ist. Alsdann hebet man sie vom Feuer. Die Form muß vorher erwärmt werden, dann ziehet man etwas weniges über die am Boden durchlöcherte Form in möglicher Gleichheit, stürzet die Form darüber her, und läßt es so stehen, bis es kalt geworden, alsdann kann man darauf mahlen. Es ist auch gar nicht übel, das man, wenn der Terpentin zerflossen ist, die Hälfte zart gebildete Hausblätter zusetzt. Dieses verhärtet sich ungemein, wenn es wohl umgerührt worden.

Es ist aber hier noch anzumerken, daß diese Mischung in freyer Luft gemacht werden muß, weil es sich sonst leicht entzünden, und Schaden thun könnte.

Von den Nutzen der Eichenblätter in der Gartenkunst.

Es bedienen sich verschiedene Kunstgärtner in den Treibhäusern, vorzüglich bey der Ananas, der Eichenblätter. Sie werden 5 bis 6 Wochen lang in 6 bis 7 Fuß dicken Haufen hingelegt. Man kann sich derselben mit eben dem Vortheile, als der Gerberlohe (Ledererlak) bedienen. Man könnte ihnen auch dann noch den Vorzug einräumen, wenn sie eben so schwer zu bekommen wären, als die Lohe. Sie werden nicht allein gleichförmiger und länger als diese, sondern geben auch, wenn sie ausgebraucht worden sind, einen vortreflichen Dünger ab. Die Lohe hingegen taugt alsdenn weiter

zu nichts mehr. Vermischt man Eichenblätter mit Dünger, so bekömmt man vortrefliche Mistbeete.

Eine ganz neue Art, alte Holzgebäude zu bekleiden, und sie wie neu herzustellen.

Man kann für gewiß annehmen, daß der Kalk daß Holz nicht auflößt, noch weniger also die Sagscheitten. Man hält zwar insgemein dafür, daß der Kalkmörtel die Fäulniß des Holzes befördere; aber die beobachtete Fäulniß rührt mehr vom Tropffalle und der Füllerde, als vom Kalkmörtel her. Versuche haben es gelehrt, daß man in 60 bis 70 jährigen Ziegelmauern zum Mörtel genommene Sagspänne unversehrt gefunden hat, deren man sich statt des Sandes bediente.

Man hatte schon lange im Brauch alte Häuser mit einem Mörtel aus Sand und Kalk zu bekleiden, zu dessen Befestigung schlug man Holznägel ein, oder man berohrte die Wand, wie es beym Uebergipsen geschieht. Anstatt dessen aber könnte man die Wand, ehe der Sandmörtel darauf gebracht wird, erstlich mit einen Mörtel von Sägspännen (Sagscheitten), Häckerling, Thonwasser, und Kalk überziehen. Diese Vermischung geschieht folgender Gestalt: Zu drey Fässern dickem Thonwasser wird ein halbes Faß gut gelöschter Kalk, und wenn dieses umgerührt und untereinander gemengt worden, Sagscheitten, und nach deren Vermischung zerschnittenes Stroh, von der gewöhnlichen Länge des Häckerlings, dazugethan, und dieses alles wohl untereinander gerührt. Wie viel man Sagscheitten nehmen müsse, das hängt von

dem Zusammenhange ab, welchen man haben will. Häckerling nimmt man gewöhnlich den 4ten Theil. Man kann auch Spreu statt der Sagscheitten nehmen. Roggenspreu ist die beste, doch kann man sich auch im Nothfalle der Spreu von andern Getraidearten, und dem Leime bedienen, uud in diesem Falle braucht man kein Stroh dazu zu nehmen. Solcher Mörtel wird zum allerwenigsten einen Zoll dick auf die Wand aufgetragen, und mit einer Mauerkelle verbreitet, und gleich gestrichen. Beym Trocknen reißt er zwar ein wenig, aber der in den Rissen befindliche Steinmörtel trägt vieles zum Zusammenhange und zur Festigkeit bey. Ueber dieß muß man, wenn er etwas steif geworden ist, längst der Wand 2 Zoll voneinander, Furchen an demselben ziehen. Wenn er trocken ist, wird er mit gewöhnlichem Mörtel aus Sand und Kalk ohne Thon überzogen. Ziegelmehl bindet ihn noch stärker, und geputzt zu Befestigung des ersten Mörtels ward beym ersten Versuche im Jahre 1776 die Wand mit einer Axt umgehauen nachdem das Moos mit einem Messer abgekratzt war. Zum erstern Mörtel war noch weniger Kalk genommen, daher er sehr beym Trocknen riß, und nun ohne weiters aus Furchen einen Zoll dick mit Sandmörtel überzogen ward, welches noch fest sitzt. — Dieß 3fache Anstreichen ist bey beyden erforderlich, aber die Entbehrlichkeit des Benagelns oder der Bewahrung, und die Hinlänglichkeit einer hinlänglichen Menge Kalk macht den Sagscheittenmörtel wohlfeiler, als den Sandmörtel. Hier wird aber vorausgesetzt, daß Thon und Sagscheitten, oder Spreu, leichter als Nägel zu haben sind. Diese Erfahrung, und die viel ältere, daß der

 Mör=

Mörtel aus Kalk und Sand dem Regen und Schnee widersteht, läßt schliessen, daß die mit Sandmörtel überzogene Sagscheitten Bekleidung eben so lange auf hölzernen Gebäuden sitzen bleiben wird, als das Bekleiden oder Ueberziehen auf steinernen. Soll aber dieses geschehen, so müssen erstere so trocken seyn, daß sie nicht mehr schwinden, und keine Traufe zwischen die Wand und die Bekleidung kommen kann.

Ueber den Mörtel zum Bauen.

Was man im eigentlichen Verstande Mörtel nennt, ist nichts anders, als eine Mischung von ledigen Kalk, der im Wasser abgelöscht worden, und einer verglasenden Erde. Diese Masse, welche Anfangs nicht die geringste Haltbarkeit hat, ist von der Beschaffenheit, daß sie in der Folge einen hohen Grad von Festigkeit annimmt, welche endlich selbst so stark wird, daß sie an Härte, wenn anders bey der Mischung nichts versehen worden, den härtesten Stein nichts nachgiebt. Diese sonderbare Wirkung entsteht von einer Materie, welche eine gewisse Art Salz enthält, daß der Kalk während seiner Löschung erzeugt. Nach den Bemerkungen eines grossen Künstlers führt diese Auflösung eine gewisse Menge Erde mit sich, die dem Kalk zugehört. Und diese Erde ist eigentlich Ursache, daß der Mörtel einen geringern Grad von Festigkeit erhält. — — Wenn man gelöschten Kalk mit einer glasartigen Masse verbindet, so schleicht die Substanz, welche Salzerde enthält, in die kaum wahrzunehmenden Oefnungen des zu verglasenden Körpers, er mag so hart seyn, wie

er

er immer will. Wenn man in einem Glase Kalk mit wenig Wasser löscht, so kann man dieses sehr leicht wahrnehmen. Die Salzerdige Materie hängt mit dem Glase so fest zusammen, daß es nach Verlauf von einigen Tagen ganz unmöglich wird, sie davon los zu machen. Das Glas wird davon matt, und scheint den Glanz verloren zu haben.

Eben dieses, wovon so eben geredet worden, trägt sich mit jedem Korne von dem Sande zu, den man zum Mörtel verwendet. Vermittelst des Kalks werden sie miteinander fest verbunden, und ihre Anhänglichkeit nimmt mit der Zeit zu, so wie der Mörtel seine Feuchtigkeit verliert. Der Mörtel bestehet insgemein aus Kalk, und ist mit Flußscheuer, oder sonst feinem Sande verbunden, zu welchem man noch Thon nimmt. Zement hingegen nennt man die Mischung, welche gebrannten und klein gemachten Thon enthält, und die man gewöhnlich aus Ziegelstücken, Backsteinen oder Sandsteinen macht. Obschon alle diese Sachen nicht zu verwerfen sind, so sucht man doch gemeiniglich solche darunter aus, wie es die Umstände erlauben. So muß man sich z. B. des feinen Sandes bedienen, wenn man die kleinen Fugen, die zwischen den gehauenen Steinen zurückbleiben, zumachen will. Zum Mauerwerke oder Pflaster eines Hofs hingegen nimmt man gerne groben Sand, weil man das wegen der kleinen Fugen, und daß es sonst schwer hält, in dieselben Mörtel zu bringen, nicht nöthig hat. Doch ist der Mörtel von zartem Sande allem andern vorzuziehen. Man hat beobachtet, daß der Mörtel, den man in Lothringen zum Bauen braucht, von einem

schwarzthonichten Kalk gemacht wird, der mit sehr feinem Sand und Thon vermischt ist. Dieser Mörtel ist so gut und so vollkommen, daß man ihn mit dem besten Erfolg zu den Becken der Springbrunnen in den Gärten verwendet. Man hat Verbindungen mit diesem Mörtel gesehen, die nach zehn Jahren eben so erhaben waren, als wenn sie neu gemacht worden, ob man gleich oft, um die Becken zu reinigen, mit dem Besen darüber hergefahren war: und wenn man mit einer Messerspitze darüber wegfuhr, so fand man, daß sie sehr fest waren, welches man der guten gleichen Mischung zu verdanken hat. Aus diesen Erfahrungen, die wir so eben angeführt haben, kann man ersehen, daß zu Verfertigung eines dauerhaften Mörtels ungefähr drey Theile Sand und ein Theil Kalk genommen werden müsse. Es ist aber dieses Verhältniß nur vom Gewichte, nicht vom Maas zu verstehen.

Wie man sich auf einem hohen hölzernen Baugerüste vor Schaden in Acht zu nehmen habe.

Da dieses ein Fall ist, der sich zum Bedauern aller Menschenfreunde sehr oft ereignet, so verdient er auch um desto mehr Aufmerksamkeit. Wie viele haben durch Unvorsichtigkeit oder Mangel an Einsicht auf diese Art schon ihre Gesundheit und ihr Leben verlohren? Da nun die Erhaltung des Lebens jedem Menschen eine Hauptpflicht ist; so liegt uns auch ob alle Behutsamkeit anzuwenden, um dieses kostbare und unersetzliche Menschenleben nicht ohne Noth in Gefahr zu setzen, oder wenn es unser Amt oder Beruf so

mit sich bringen sollte, gefahrvolle Verrichtungen zu unternehmen, auf jeden unserer Tritte ein genaues Augenmerk zu richten. — Und in dieser Rücksicht legen uns Kunst und Erfahrung folgende Vorsichtsregel vor Augen. —

Der Mensch kann es bald, ohne grosse Mühe, dahin bringen, auf die höchsten und gefährlichsten Oerter zu steigen, wenn er ein paar Brillen aufsetzt, an welchen Bänder befestigt sind, die man um den Kopf schnallt. Der Sehepunkt von diesen Brillen muß von der Beschaffenheit seyn, daß derjenige, der sie trägt, die Gegenstände nur auf eine kleine Entfernung erkennen kann, und die nicht weiter gehet, als so weit man mit der Hand etwas greifen kann. Und es ist in der That an dem Schwindel weiter nichts schuld, als daß man einen zu unermeßlichen Raum vor sich sieht. Johann Bate, ein sehr alter und merkwürdiger Gelehrter, führt in seinen Schriften an, daß er von Hören sagen wisse, daß einer von seinen Landsleuten nicht im Stande gewesen wäre, ein Gerüste, das er an der höchsten Spitze des Thurms der alten Paulkirche zu London, erbauet, ohne Gefahr völlig aufzubauen, wenn er sich nicht dieses gedachten Mittels bedienet hätte. Hiebey ist noch anzumerken, daß das meiste Unglück, daß sich bey dem Aufbauen grosser Gebäude zuträgt, gemeiniglich daher komme, daß man die Bretter an beyden Seiten nicht gut verwahrt. Daher sollten alle, die ein solches Gerüst aufbauen wollen, die größte Vorsicht beobachten, denn um einen Schaden zu verhüten, kann man sich nicht genug verwahren.

Wie man brennende Schornsteine (Rauchfang) sicher und bald löschen kann.

Wenn man Schießpulver mit Speichel anfeuchtet, eine Masse daraus macht, und solche auf den Herd unter den Rauchfang wirft, so entsteht, wenn der Rauchfang brennt, ein grosser Dampf. Geschieht dieses, so werfe man sogleich frische Schießpulvermasse hinzu, und fahre zwey = bis dreymahl damit fort, bis der Brand völlig auslöscht. Ist das Feuer erstickt; so fallen ganze Stücke brennender Ruß aus dem Rauchfang, und man spührt nicht das geringste mehr vom Feuer. — Noch sicherere Wirkung macht ein halbes oder ganzes Pfund Schwefelfaden, wenn man es unter den Rauchfang anzündet.

Ersparnisse, und Bequemlichkeiten beym Oelbrennen.

Es ist ein grosser Vortheil für einen Landmann, der Oel brennen muß, wenn er, so gering diese Ausgabe auch immer ist, Ersparnisse machen kann. In einer Haushaltung kann man nicht wirthschaftlich genug seyn. Nun giebt es ein bewährtes Mittel, zu machen, daß das Oel in den Lampen nicht so schnell verbrennt, weniger raucht, und zum Gebrauch überhaupt tauglicher wird. Es bestehet darin: man läßt in einem Glase voll Wasser so viel Küchensalz zergehen, alß es auflösen kann. Darin weicht man ein Dacht ein, und läßt solches hernach wieder trocken werden, ehe es gebraucht wird. Von diesem Salzwasser und Oele gießt man von einem

so viel, wie von dem andern in ein Glas, und schüttelt es, damit es sich vermische, und gebrauchet es sodann nach Belieben.

Stahl vor dem Roste zu sichern.

Zu diesem Behuf nehme man acht Pfund Schweineschmeer von einem Eber, man reinige ihn von Sennen und Fleisch, schneide ihn klein, und lasse ihn mit drey oder vier Löffel Wasser in einem neuen glasurten Topfe über dem Feuer schmelzen. Wenn es geschmolzen ist, so drücke man ihn durch ein Tuch, und setzet es abermahls in dem nähmlichen Topfe über ein gelind Feuer, mit acht Loth klein gestückten Kampfer, und läßt es zusammen gelinde kochen, so lange bis der Kampfer völlig zergangen ist. Nun setzet man so viel Wasserbley hinzu, als erfordert wird eine Eisenfarbe hervorzubringen. Aus dem Wasserbley wird das Eisenfarbige Reißbley gemacht. Dieses Fettes bedienet man sich anstatt des Oels, und beschmiert Eisen oder Stahl damit. Es muß so warm aufgetragen werden, daß man es kaum mit der Hand zu halten vermag. Wenn es kalt worden ist, so muß es mit einem Tuche gut gerieben werden.

Man kann auch das Eisenwerk, welches der Luft ausgesetzt ist, vor dem Rost sichern, z. B. Beschläge am Wagen, an Thor und Thüren u. s. w.; wenn man eine hinreichende Menge Pech, oder Schifstheer, mit so viel Ruß versetzet, daß die Mischung nicht allzu dicke wird. Damit überziehet man das Eisenwerk mittelst eines Pinsels,

und reibe es mit einer kurzen und scharfen Bürste gut ein, so daß der Schifstheer eindringt. Dieses muß aber im Frühjahre geschehen.

Wie Rost und Eisenflecke auszubringen.

Man nimmt zwey Pfund zu Pulver geriebene Schmelztiegel, von solchen, in denen man gemeiniglich Silber schmelzt. Man schlägt hierauf das Pulver durch ein seidnes Sieb. Man nimmt ferner vier Pfund Schmirgel, und ein Pfund Silbersand, stößt alles klein, und beutelt es durch ein fein Sieb. Zuletzt setzt man noch Hammerschlag zu, und bedienet sich dessen, zum Rost und Eisenflecke ausbringen.

Ein Oel aber leistet die nähmlichen Dienste. Hiezu nimmt man drey Pfund Olivenöl, gießt es in ein kupfern Becken, und wirft in dasselbe drey Pfund geschmolzen Bley. Nehmet das Bley wieder heraus, schmelzt es von neuem, und gießt es in das Oel. Diese Arbeit wiederholet so oft, und so lange, bis es gut ist. Wenn das Bley das Fett und Salz des Oels angezogen hat, so thut es bey Seite, und gießt das Oel in ein Glas. Alsdann setzet drey Pfund gefeiltes Bley zu, und schüttelt es gut durcheinander. Sodann gießet es auf einen Stein, und reibet es, wie die Maler ihre Farben zu reiben pflegen. Alsdann leget es wieder ins Oel, und hebet es zum Gebrauch auf. Das Bley setzt sich hernach zu Grunde, und das Oel schwimmt oben. Der Gebrauch, den man davon machen kann, ist folgender:

Man nehme ein Stück wollenes Zeug, man tauche es in das vorbeschriebene Pulver. Damit nun reibet man die Rostflecken des Eisens oder an dem Gewehr, so werden sie bald weggehen. Hinterher beschmierest das Eisen oder Gewehr mit dem Oel, und es wird in langer Zeit keinen Rost annehmen. — Es ist zu merken, daß der Schmirgel, der zu dem Pulver kömmt, anfänglich auf folgende Art gebrannt werden muß:

Man lege den Schmirgel so lange übers Kohlenfeuer, bis er roth glühet. Dann nehme man ihn aus dem Feuer, und stosse ihn in einem Mörsel zu Pulver. Dann ist er zum Gebrauch des Pulvers gut.

Wie kann man seine Stiefeln dauerhaft erhalten.

Wenn man seine Stiefeln, sie mögen stark oder weich seyn, mit Messing oder Kupferdrath nähen läßt; kann man ihnen dadurch eine längere Dauer geben. Sind sie einmahl gut genäht, so reißt die Naht niemahls aus, selbst dann nicht einmahl, wenn das Leder durch Alter, oder sonstige Art zerreißt. Alsdann hat man Mühe, diese Naht zu durchschneiden, ja oft braucht man einen Meißel dazu.

Der Messingdrath hat keine andere Zubereitung nöthig, als daß er nur geglühet und abgekühlet werden darf. Zuerst legt man ihn zusammen gedreht in Rollen, wie man ihn kauft, ins Feuer, und hält ihn darin so lange, bis er rothglühend worden. Alsdann nimmt man ihn aus

dem Feuer, und läßt ihn auf warmen Kohlen oder auf heisser Asche verglühen. Ist er verglühet, so ziehet man ihn aus der warmen Asche heraus, und legt ihn nahe zum Feuer hin. Hierauf zieht man ihn nach und nach immer weiter ab, bis er nur noch lau warm bleibt, endlich so weit, bis er ganz kalt ist.

Diese Behutsamkeit, daß man den Drath nicht gähe abkühlen läßt, verursacht, daß die Luft, welche gleich auffällt, und den Drath so schnell abkühlt, demselben die ihm nothwendige Biegsamkeit nicht benehmen kann. Nur muß man in Acht nehmen, daß der Drath nicht zusammenläuft, wenn man ihn aus dem Feuer nimmt, sonst schrumpft er zusammen, und bricht.

Wenn man ihn brauchen will, so ist es gut, daß man zuerst, außer der einfachen Sohle, zwey andere Sohlen, eine über die andere auf den Fuß nähet. Die einfache Sohle nähet man zuerst auf den Schuh des Stiefels, dann die vordere Naht, die einzelne Naht, und hernach die andern nothwendigen Nähte. Hat man endlich um den Fuß herum genähet, so setzt man mit dem messingenen Drath die zweyte Naht eben so, wie die erste, darauf, indem man den Drath durch die nähmlichen Löcher auf beyden Seiten ziehet, durch die man den gewöhnlichen Faden gezogen hat. Man ziehet damit die zwey starken Enden an, und sticht mit einem Ort durch das schon mit dem Drathe angefüllte Loch, um sie enger zusammen zu bringen, und bey den Enden zugleich bequemer durchzuziehen. Nachdem nun der

Schuh

Schuh des Stiefels mit der Doppelnath des messingen Drathes fertig ist, so schlägt man die Hälfte des Leders das gedoppelt seyn soll, über einander, und nähet es mit der ersten Sohle, die mit eisernem Drathe genähet ist, so vorsichtig zusammen, daß man die Nath ein wenig unter den Fuß bringet, damit die Nath der beyen Sohlen nicht auf einem Orte zusammentreffe, sonst könnte es kommen, daß die erste Sohle, die zweymahl genähet ist, ganz durch die Menge der Löcher abgeknippen würde.

Wenn am Unterfuße des Stiefelschuhes die Nath fertig ist, so legt man die zweyte oder letzte Sohle auf, schlägt die andere Hälfte des Leders zurück, und nähet alles mit einem Faden zusammen. An die letzte Sohle, die sich an der Erde oder Steigbügel abnutzt, eine Doppelnath von Eisendrath anzubringen, würde ganz unnütz seyn. Besser ist es, eine dergleichen in der Entfernung von zwey oder drey Zoll an jeder Seite des Absatzes zu machen, weil der Fuß des Stiefels, der sich an diesem Orte bieget, daselbst am meisten leidet, und Gelegenheit giebt, daß der Pechdrath ausspringt, so bald er mürbe wird. Vorne wird der Stiefel eine ähnliche Nath haben, um zu verhindern, daß die letzte Sohle sich nicht in die Höhe hebt, wenn der Pechdrath verfault ist. Hernach schlägt man die Nägel ein, um den Absatz zu befestigen, und nähet sodann an der Gegend des Absatzes, die weite Nath mit den zwey Sohlen, mit einer einzigen Nath des Eisendrathes; alsdann faßt man ebenfalls den Absatz einer einzigen Nath, durch den nähmlichen eisernen

Drath, dergestalt, daß man sich angelegen seyn läßt, die Nath ein wenig nach der Mitte der Ferse anzuführen, damit dieselbe nicht von den Holzpflöcken, womit die Absatzflecken aufgeheftet werden, berührt werde. Durch dieses Verfahren wird man zugleich der Mühe entübrigt, Nägel oder Pflöcke einzuschlagen, um ihnen Festigkeit zu verschaffen.

Ein unächtes porzelänenes Geschirr zum Gebrauch ins Haus so zuzubereiten, daß es nicht so leicht zerbricht.

Wenn man solches Geschirr in sein Hauswesen eingeschaft hat, so muß man es, ehe es zum Gebrauch genommen wird, in einen Kessel thun, der vorher mit Wasser angefüllet worden. Die Stücke muß man behutsam abhängig stellen, daß das Wasser sie allenthalben bedeckt, und dazwischen etwas Holz legen, damit sie sich nicht berühren. Hierauf wirft man Asche in das Wasser. Die beste Asche ist von frischem Holze. Die Asche vom Flößholze, so wie Kohlenasche taugt dazu nicht viel. Erstere ist darum nicht viel werth, weil das Wasser fast alles Salz schon ausgezogen hat, und man also eine ungeheure Menge davon nöthig hat, deren Wirkung noch obendrein von keiner Bedeutung ist. — Ist nun die Asche in das Wasser gethan worden, so setze man den Kessel über das Feuer, und lasse das Wasser aufkochen. Wenn es ganzer zwey Stunden gekocht hat, nimmt man endlich den Kessel wieder vom Feuer weg, und läßt es erkalten; so erhält man ein überaus festes Geschirr.

Gefäße aus Holz und Papier zu machen.

Man läßt eine beträchtliche Anzahl von Papierspänen, oder ganze Stücke von Löschpapier in gemeinem Wasser so lange kochen, bis sie, unter beständigem Umrühren mit einem Stocke, wie Teig werden. Alsdann nehme man sie aus dem Wasser, und reibe sie in einem Mörsel zu Brey, auf eben die Art, wie man die Lumpen auf der Papiermühle klein macht. — Hernach gießt man ein Gummiwasser darauf, welches aus arabischem Gummi zubereitet worden, so daß es auf zwey Zoll hoch darüber stehet. — Alles dieses thut man zusammen in einen großen glasürten Topf, und läßt es kochen. Es muß aber so lange fleißig umgerührt werden, bis der Teig von dem Gummiwasser wohl durchzogen ist. Nun drückt man ihn in die dazu bereit gemachte Form, welche auf folgende Art verfertiget wird:

Wenn man z. B. eine Schüssel machen will, muß man ein Stück hartes Holz bey der Hand haben. Dieses muß von einem Drechsler so gedrehet werden, daß man den Rücken oder die äußere Seite einer Schüssel einsetzen könne. Ferner müssen gegen die Mitte eins oder zwey Löcher gemacht werden, welche durch die Form durchgehen. Dann muß man noch ein anderes Stück Holz haben, dem man die Gestalt eines Rückens der Schüssel giebt, und welches im Umfange ein oder zwey Linien kleiner ist, als das andere. Man kann auch allenfalls verschiedene Zieraten darauf stechen lassen. Endlich reibet man die gedrehete Seite mit Oehl so lange, bis das Oehl wieder abfließt; dann sind sie zum Gebrauch fertig.

Will man nun von dem Teige ein Gefäß machen, so nimmt man die mit einem Loche durchbrochene Form, schmieret sie frisch mit Oehl aus, strecket auf einem festen Tische den Teig gerade, in der Dicke von ohngefähr drey Linien, sogleich als man nur kann, aus, streichet zugleich die andere Form mit Oehl aus, und leget sie über den Teig her, macht sie durch ein schweres Gewicht fest, und läßt ihn vier und zwanzig Stunden so ruhig stehen. Es ist indessen wohl zu merken, daß das in dem Boden der ersten Form befindliche Loch bloß dazu gemacht ist, damit das von dem gepreßten Teige ablaufende Wasser durch kann, und daß die Formen deßwegen mit Oehl ausgeschmiert werden müssen, damit sich der mit Gummiwasser angefeuchtete Teig nicht an das Holz anlegen könne.

Sobald der Teig ausgetrocknet ist, wird er eben so hart wie das Holz, und man kann alsdann den mit starken Leim und Lampenruß verfertigten Grund füglich aufsetzen. Man läßt hierauf nach Belieben denselben abtrocknen, und wenn er gänzlich trocken geworden, so versetzt man gebrenntes Elfenbein mit Bernsteinfirniß.

Dieser Firniß wird auf folgende Art gemacht: Man nehme zwey Loth Colophonium, und zerlasse ihn über dem Feuer in einem glasürten Gefäße. Damit vermischt man unter allmähligem Zugießen etwas wenigen Terpentingeist, 6 Loth sehr zart gepülverten Bernstein. Wenn alles dieses fließend gemacht worden, so setzet nach und sechs Loth sehr fein gepülverte Sarkokolla, mit

beständigem Umrühren und Zugießen des Terpentingeistes, so lange zu, bis im Fluße sich alles gut vereinigt hat. Diese Mischung gießet hernach durch einen härenen Filtrirsack, bringet diesen unter zwey warm gemachte Bretter, und drückt ihn gleichsam so lange, bis daß das Klare in ein glasürtes Gefäße abgelaufen ist, welches man darunter gesetzt hat. Das gebrennte Elfenbein, welches den Grund macht, vermischt man alsdann mit dem Firniß. Wenn nun das Gefäße, welches mit Firniß überzogen werden soll, warm gemacht worden, so trage man den Firniß in eine warme Stube, vor dem Feuer, so egal als möglich, und setze das zugerichtete Gefäße in einen mäßig geheitzten Backofen, und den dritten Tag abermahls in einen andern Ofen, worin es so lange bleiben muß, bis es von selbst erkaltet. Hiedurch wird das Gefäß alsdann in den Stand gesetzt, daß es kalte und warme Sachen halten kann, und keiner Veränderung unterworfen ist. — Diese Art von Gefäßen ist dauerhaft und zerbricht nicht so leicht. — Formen aus hartem Metall gegossen, würden vermuthlich besser, als die vom Holze gedrehten seyn.

Wie in Holland die Leinwand gebleicht wird.

Wenn man so viel Leinen (Leinwand) zusammen hat, daß es sich der Mühe verlohnt zu bleichen, so weicht man es nach und nach an verschiedenen Orten in Seife ein. Alsdann bringt man es in eine Waschwanne, welche keine Zapfen hat, und bedecke sie mit einem großen Aschentuche. Wenn dieses geschehen ist, macht man einen Kessel voll Wasser warm, thut Asche hinzu, und wenn

das Wasser gekocht hat, so gießt man dasselbe über das ausgebreitete Aschentuch; dann lauft das Wasser allein auf die Leinwand, die Asche bleibt aber zurück. Es versteht sich von sich selbst, daß sich die Menge des Wassers immer nach der Menge des Lemen (der Leinwand) richten müsse. Hat man nun das Wasser aufgegossen, so bedeckt man die Wanne, und läßt es solchergestalt wenigstens fünf oder sechs Monathe stehen. Nach Verlauf dieser Zeit wird die Leinwand in der Hand mit der Seife gerieben. Hernach spühlt man sie aus, und schickt sie auf die Bleiche. — Unter der Bleiche versteht man eine Wiese, die insgemein mit Graben und Hecken umgeben und verwahrt, und mit einem oder mehr Kanälen nach Verhältniß ihrer Größe durchschnitten ist. Die Kanäle werden außerordentlich tief gemacht. Die Ursache davon ist diese: damit das Wasser beym Schöpfen nicht trübe gemacht, und man mit der Schaufel nicht bis auf den Grund fassen könne. Nun wird die Leinwand der Länge nach zwischen den Kanälen auf dem Grase ausgebreitet, und so oft, als es trocknet, begossen. Man pflegt dieses gemeiniglich alle zwey oder drey Tage zu thun. Das Begießen wird mehrentheils mit einer Schöpfschaufel verrichtet, mit der man das Wasser ziemlich weit werfen, und damit auf einmahl recht viel Leinwand begießen kann. Ist die Leinwand weiß genug, so bläuet man sie; alsdann schickt man sie der Wäscherin wieder zu, die sie hernach trocknet und rollt (mandelt).

Mit-

Mittel, wohlfeile Betten zu verfertigen.

Es ist für den armen Mann wohl eine grosse Aushülfe, wenn er für die dringendsten Bedürfnisse, für das allernothwendigste Hausgeräthe, nicht grosse Ausgaben zu machen braucht, sondern wenn er dieses um weniges Geld herstellen kann. Dieses Mittel, wohlfeile Betten zu verfertigen, wird gewiß für manche Haushaltung sehr willkommen seyn, die viel Gesinde hat und haben muß, und also auch für selbiges viel Betten nöthig hat. Da nun Kopfpolster und Matrazen die nothwendigsten Stücke eines Bettes sind, so verlohnt es sich schon der Mühe, auf einen Vorschlag aufmerksam zu seyn, der mit viel Ersparnissen verbunden ist.

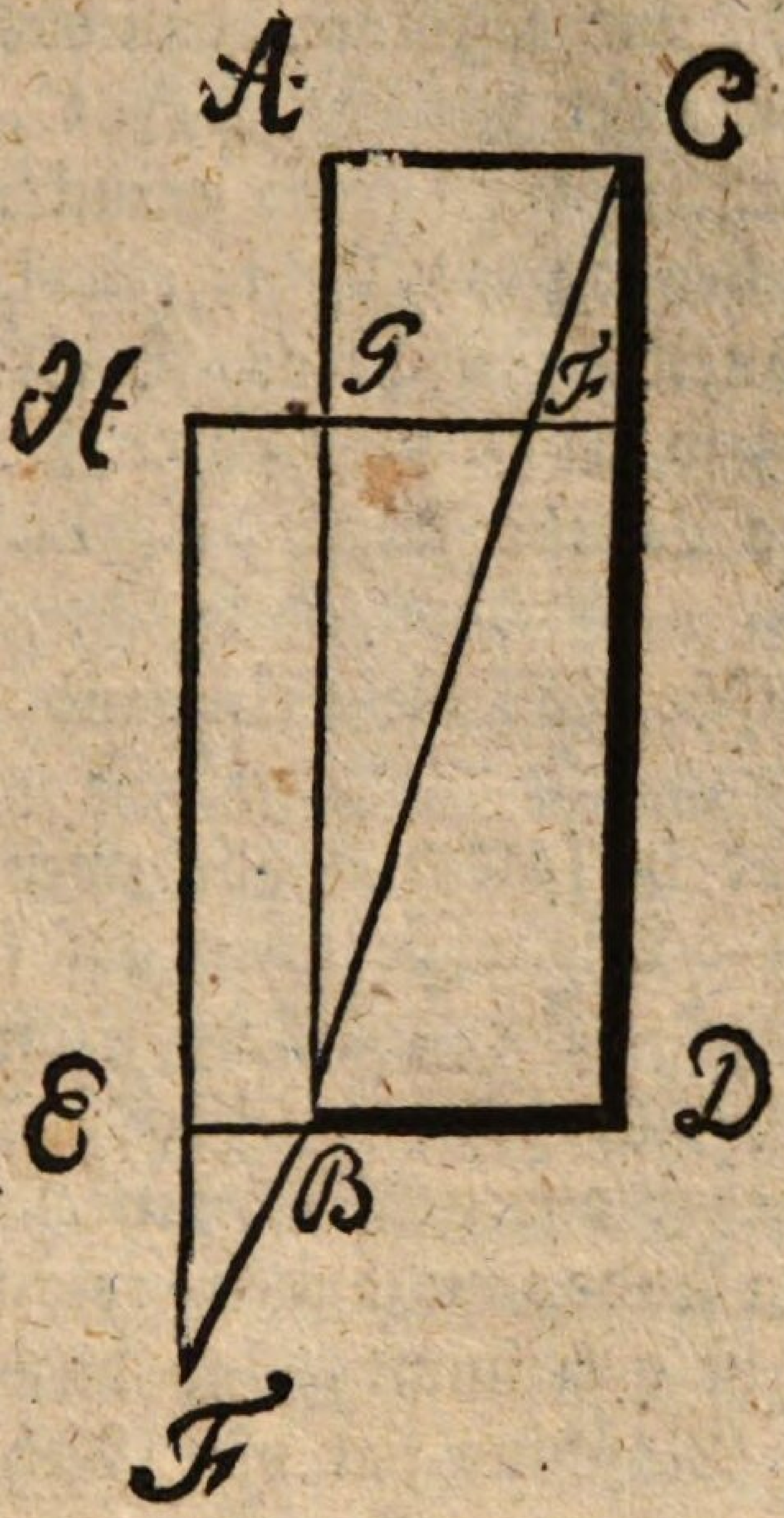
Man gehe also an heitern und trocknen Sommertagen ins Gebüsche, oder in den Wald, und sammle das weichste und längste Moos, das man nur finden kann, ein. Diese Einsammlung nimmt man gerne im Monath August oder September vor, weil zu dieser Zeit das Holzmoos am stärksten ist. — Dieses Moos sondert man auf der Stelle von Erden und holzichten Wurzeln ab. Hierauf bringt man es in eine Scheune, oder sonst an einen schattigten Ort, leget und streuet es auf Brettern herum, läßt es trocken werden, bis man alle Erde und Holz, das noch etwa daran hängen möchte, abmachen kann. Allein das Moos darf nicht zu trocken werden, sonst wird es mürbe. Wenn dieses geschehen ist, dann bringt man es auf Horden, und schlägt es etwas gelinde mit Stecken, so fällt vollends alle Erde und Holz ab.

ab. — Endlich schneidet man das harte mit einer Scheere oder Messer ab.

Mit diesem Moos nun füllt man Polster und Matrazen aus. Dann nähet man sie kreuzweise durch, und macht es in allen Stücken so, wie mit Haarpolstern. Nimmt man wahr, daß die Küssen sich durchs Liegen breit gedruckt haben, so schlägt man sie wieder mit Stöcken. Dann laufen sie wieder auf, werden wie neu, und dauern wohl zwanzig und mehrere Jahre.

Mit einem schmalen Brette, das etwas länglicht ist, vor ein breites Fenster einen Laden zu machen.

Man ist auf dem Lande oft nicht mit allen Gattungen von Brettern versehen, und es trägt sich nicht selten zu, daß man in der Geschwindigkeit derselben benöthigt ist, um seine Fenster in Wohnzimmern vor dem Eindringen des Windes und der Kälte gehörig zu sichern. Wenn man nun z. B. breite Fenster, hingegen nur schmale aber länglichte Bretter hätte, so könnte man dennoch durch folgenden Kunstgriff aus diesen schmalen Brettern für breite Fenster Laden bekommen, wie aus folgender Figur zu ersehen.



Wir wollen annehmen, daß der Tischler aus einem Brette, das 10 Schuh lang, und 2 Schuh breit ist, einen viereckigten Laden zu machen Willens, der eine Höhe von 7, und eine Breite von 4 Schuh haben sollte. Würde er das Brett in der Mitte in die Quere von einander schneiden, so würde das Brett zu kurz, daß der Laden nicht daraus würde gemacht werden können. Damit aber solches nicht unnütz zerschnitten werde, so muß auf folgende Art verfahren werden. Wenn nähmlich A, B, C, D, in beystehender Figur die Form des Brettes wäre, so zeichnet man mittelst einem mit Kreide bestrichenen Bindfaden — wie

die Zimmerleute zu thun pflegen — die Diagonallinie C, D, und säget alsdenn das Brett ganz durch. Hierauf wird das Stück A, C, B, herunter, bis in die Gegend H, G, F, gerückt. Wenn man nun noch die beyden Stücke E, B, I, und H, C, G, F, wegschneidet, und das Brett hernach zusammenfüget, so erhält man dadurch das bestimmte Viereck des Ladens H, F, E, D.

Auf indianische Art die Leinwand zu drucken.

Man hat in jenem Lande zwey verschiedene Methoden. — Die erste wird auf folgende Art vorgenommen. — Die Indianer nehmen zwey mit Bändern eingefaßte Rollen, jedes nach seiner Länge, die mit einer eisernen Achse versehen ist, welche von einem Ende zum andern reicht. Das eine Ende davon ist gekrümmt, und dient zur Handhabe. Diese Maschine hat viel Aehnlichkeit mit der, die wir an den meisten Brunnen sehen, um Wasser zu ziehen, und ist viel zu bekannt, als daß man viel davon anführen sollte. Es ist genug, wenn man sagt, daß die Hölzer, worauf die Achsen ruhen, auf ein und die andere Art überzogen sind, um die Handhaben fest halten zu können, und zu verhindern, daß die Rollen sich nicht drehen und abweichen. An das Band oder Saum der Rolle wird das Stück Leinwand an beyden Enden angemacht, um feste zu stehen. Man windet es um eine Rolle, und der Arbeiter sezt sich zu der andern Rolle, die gewöhnlich fünf Fuß von der ersten abstehet, und dehnt sein Stück Leinwand so stark aus, als er kann. Die Leinwand zieht man leicht weg durch Wasser, in welchem

chem arabisches Gummi ist aufgelöst worden. Nun muß der Arbeiter eine hölzerne Form, die eben so breit ist, als die Leinwand, und auf der das gestochen ist, was man auf die Leinwand drucken will, wie auch ein grosses viereckigtes zu der Form schickliches und anpassendes, mit Baumwolle ausgestopftes Küssen bey der Hand haben. Es ist zwar eben nicht unumgänglich nöthig, daß es mit Baumwolle ausgestopft seyn muß: allein da es in Indien gewöhnlich ist, so folgt man auch gerne diesem Gebrauche. Dann überziehet man es mit glattem Leder.

Dann beschmieret man den ledernen Ueberzug des Küssens mit einem zarten Brey, der aus Reismehl, Indigo und Spikenardöhl gemacht worden, welches zusammen eine Art von einer etwas dicken Schwärze hervorbringt. Auf diese Farbenmasse drückt man die Form, und nachdem sie abgewischt worden, so daß nirgends, als in den Tiefen des Risses, was von Farbe bleibt, so trägt man sie auf die Leinwand, und drückt die Form ab. Oft bedienet man sich nur der blossen Schwärze, oder eines gewissen Farbematerials, das aus dem Saamen der Arnotte gezogen wird, anstatt besagter Zusammensetzung. Es giebt Künstler, die so geübt und geschickt sind, und so eine stäte Hand haben, daß sie ihr Muster mit dem Pinsel, ohne eine Form nöthig zu haben, auf die Leinwand mahlen können. Die Züge dieses Musters sind allezeit gedoppelt, wie das an allen Kattunen zu sehen ist. Die leeren Striche, die etwa noch zu finden sind, machen die zweyte Arbeit aus, und dieß geschieht jedesmahl mit dem Pinsel in der

Hand. In diesen leeren Raum nun bringet man die beliebigen Farben an, die alle aus Kräutern, Blättern und Baumrinde oder Wurzeln gezogen werden. Alle Farben übrigens, welche man aufsezt, werden mit Spikenardöhl bereitet.

Man hat aber daselbst noch eine andere Methode, und diese ist folgende: Man läßt einen viereckigten Verschlag von Brettern auf die Erde machen, so groß man will, oder als es nöthig ist. Man fülle den Kasten mit einer fetten Erde an, das ist, einer solchen, die von Sand und Steinen gereinigt, und wohl durchgearbeitet ist. Auf dieser thonigten Erde entwirft man diejenigen Figuren, die man im Kopfe hat, es sey mit einfachem oder mit vollem Zuge; nur dürfen sie niemahls tiefer, als eine Linie gehen. Alsdann sezt man die mit Spikenardöhl bereiteten Farben auf die abgerissenen Figuren, und nimmt sich dabey in Acht, daß die Farben nicht häufiger, als die Tiefen der Figuren fassen können, aufgetragen werden, sonst weichen sie aus ihrem Bette, und laufen auf der Form herum. Hierauf nimmt man die Leinwand, die gedruckt werden soll, und macht sie mit Nägeln auf den Rahmen an seinem Salbbande oder Bande sehr fest. Man stellt ein Gefäße mit reinem Wasser, worin arabischer Gummi aufgelöst worden, neben sich. Mit diesem Wasser füllt man eine Gießkanne an, deren Löcher sehr zart sind, und übergießet damit die Leinwand so gelind als möglich. Alles dieses muß in der Luft und Sonne verrichtet werden. Diese beyden Stücke sind wesentlich nöthig. Denn die Sonne durchdringet die Leinwand, trocknet die übergegossene Feuchtig-

keit, welche die Leinwand, ohnerachtet der starken Dehnung, schlapp machet, aus, und ziehet zu gleicher Zeit von den Farben die Feuchtigkeit aus. Eben erwähnte Feuchtigkeit, die allemahl einen geringen Theil von der Farbe, aus der sie geht, und etwas von der Fettigkeit des Spiköhls an sich hat, ist nie im Stande, ihrer Dicke wegen, das gegummirte Tuch zu durchdringen und abzudampfen. Daher legt sie sich an der innern Fläche der Leinwand an, und stellt die Figuren vor, die man abgerissen, und auf der Form mit Farben belegt hat, welche niemahls ausgehen.

Alle Arten von Früchten vor der Fäulniß zu bewahren.

Man bedienet sich hiezu eines Glases, das eine ziemlich weite Mündung hat, damit man die Früchte bequem hinein bringen kann, ohne sie zu drücken. Um die innerhalb des Glases sich befindliche Luft zu verdünnen, und die Feuchtigkeit, die an den Wänden des Glases zu hangen pflegt, zu vertreiben, muß man das Glas vor dem Feuer trocken werden lassen. Hierauf leget man die gesunden, und dazu tauglichen Früchte hinein. Sie dürfen aber weder grün noch überreif seyn, und keine Feuchtigkeit mehr haben. Dann stopfe man das Glas mit einem Stöpsel, oder macht es mit einem Deckel zu, und versiegelt denselben beym Lampenfeuer. Könnte dieses nicht geschehen, so verwahre man es mit einem Kütt, der aus Mehl und geschlagenem Weißey, etwas Drachenblut, und Rinde von holländischem Käse besteht. Aus diesen Materien machet man einen flüssigen Teig,

und bestreichet Streifen Papier damit, die man um die Fugen des Gefäßes oder dessen Deckels leget. Diejenigen Papierstreifen, welche oben zu liegen kommen, müssen allemahl breiter seyn, als die, welche unten liegen. Wenn nun das Glas auf vorbeschriebene Art verwahret worden, so stelle man es an einen Ort hin, der weder zu warm noch zu kalt ist. Man stelle es z. B. in einen tiefen Keller, dessen Luft mit der äußern in keiner großen Verbindung steht, oder man stelle es in eine Kammer, wo man mittelst eines Wärmemessers immer eine Gleichheit in Wärme und Kälte unterhalten kann. — So werden sich die Früchte lange im Gefäß gut erhalten, und keiner merklichen Veränderung ausgesezt seyn. Sogar Fische kann man ganze Jahre frisch aufbewahren, wenn sie vorher ausgenommen sind, und man das Gefäß vorher mit Baumöhl voll gemacht, und genau verküttet hat.

Eine sehr gute Methode, die Wurzeln der Färberröthe vor dem Austrocknen zu bewahren.

Es ist bereits der Vorschlag gemacht worden, zum großen Vortheil der Färber, einen Extract von der Färberröthewurzel auszuziehen, womit man das Zeug färbt. Diese Erfindung leistete aber nicht den Nutzen, den man von ihr erwartete. Im Gegentheil fand man in der Ausführung sehr viel Unbequemlichkeit; denn

1) Wenn die Wurzel alle ihr Farbwesen absetzen sollte, so müßte man eine Abkochung von der grünen oder trockenen Wurzel machen,

woben

wobey eine große Menge Wasser verbraucht werden würde.

2) Müßte man dieses Kochen bis zur Honigdicke unterhalten, und das würde viel kosten, auch viel mühsame und beschwerliche Arbeiten nach sich ziehen, welche den Preis dieser Waare nur noch mehr erhöheten. — Weit vorzüglicher ist daher die Methode, von den frischen Wurzeln Gebrauch zu machen.

Herr Dambrurnai machte eine Probe damit, nahm die frische Wurzel zum Färben, und sieh da, die Probe fiel gut aus. Wenn es also möglich wäre, daß die Färber diese Wurzel, sogleich, als sie ausgezogen wäre, bekommen könnten, so könnte sie sich nicht entzünden, und ihre Kraft verlieren. So würde also der Einwand von selbst aufhören, den man ohne Grund dagegen macht. Wer nun von den frischen Wurzeln auf vorbemeldte Art Gebrauch machen will, muß folgendergestalt zu Werke gehen:

Wenn die Wurzeln der Färberröthe aus der Erde herausgehoben sind, so wasche man sie sogleich im Wasser von aller Erde rein ab. Hernach bringet man sie unter eine leicht zu machende Mühle, stößt sie klein, und gießt so viel Wasser dazu, daß sie zu Brey werden. Diesen Brey bringt man in ein altes gut gebundenes Faß, und thut eine gewisse Menge grau Salz und Alaun, von jedem gleiche Theile, ohngefähr zwey Loth auf das Pfund Wurzeln dazu. Diese salzichten Substanzen machen, daß die Wurzeln

nicht

nicht in Gährung übergehen, und schaden auch alsdann der Farbe nicht, vielmehr helfen sie selbige verstärken.

Ein jeder Privatmann, der dergleichen Färberröthe gepflanzt hat, kann diese Vorsicht leicht nachmachen. Er darf nur etwas frische Wurzel in einem steinernen Mörsel stoßen, etwas Alaun und Beysatz dazu werfen, und das Gemische in ein fest gebranntes irdenes Geschirre thun, dabey zuweilen nachsehen, ob sich bie Farbe nicht ändert, oder der Brey nicht heiß zu werden anfängt. Hat er die Röthe so weit gebracht, so kann er versichert seyn, daß er sie in solcher Beschaffenheit hinbringen kann, wohin er will, und daß sie eben so gut ihre Dienste zum Färben leisten werde, wie die trockene. Obgleich dadurch das Volumen der Waare zugenommen, und folglich auch das Fuhrlohn höher zu stehen kommt, so ist doch kein Zweifel, daß derjenige, welcher dergleichen Färberröthe bauet, diese eingeweichten Wurzeln um einen so leidlichen Preis geben kann, daß der Färber dabey besser zu stehen komme.

Hiemit schloß Meister Künstlich seine Vorlesung, und da die Nacht schon eingebrochen war, so kam man mit einander darin überein, die Beyträge der übrigen Menschenfreunde bis zur nächsten Zusammenkunft auszusetzen.

Fünfte Zusammenkunft.

X.

Landmann Emßig theilt in dieser, der Versammlung seine neuerdings gemachte Erfahrungen in der Haus- und Landwirthschaft mit.

A.

Emßig liest der Gesellschaft einen Brief vor, den er von seinem Bruder, einem sehr guten Landwirth im Pfälzischen erhalten, worin sehr viel Gutes, die Landwirthschaft und den Ackerbau betreffendes, zu finden ist.

Lieber Bruder!

Ich habe dir neulich versprochen, dich mit der Verfahrungsart eines hiesigen Landmannes bekannt zu machen, der in unserer ganzen Gegend wegen seiner ausgebreiteten Erfahrung allgemein geschätzt wird. Und damit du siehst, daß ich Wort halte, so theile ich dir hier eine kurze Beschreibung davon mit, wie dieser brave und fleißige Mann seit mehr als zwanzig Jahren gehauset hat.

Gugenmus (so heißt dieser geschickte Mann) pachtete zu Handschuchsheim eine Stunde von Heidelberg 1769. auf 10 Jahre ein Gut von 108 Morgen urbar Land, und 40000 Quadrat-

Schu-

Schuhe, und 8 Morgen Wiesen. Das ganze Gut war für 18000 fl. erkauft worden.

Das Ackerfeld bestand theils aus Thon, theils aus vermischtem Leim- und Sandboden. Wo die Felder nicht gedüngt waren, stand der Hafer und die Gerste kaum 1½ Schuh hoch. An vielen Plätzen haben die Bauern neben Gugenmusen nur zwey Malter Winter- und Sommerfrucht auf einen Morgen geärntet. Es herrschte dort die Mode, daß die Schaafe über die Brachfelder getrieben wurden. Baueten die Besitzer nun etwas in die Brache, so wurde es von ihrem Schäfer unbarmherzig weggeweidet.

Die Wiesen waren durch den Schaafübertrieb den 22. May obbemeldten Jahres noch so zu Grunde gerichtet, daß auf diesen theuren Plätzen (20 Ruthen wurden für 278 fl. verkauft) sehr schlechtes Gras stand, da hingegen in den gehegten Orten die Kleeäcker schon zu Heu abgemähet waren. — Wie wahr ist doch das Sprichwort: wo Schaafübertrieb ist, kann die Viehzucht nicht empor kommen.

Und doch gab Gugenmus bey dieser zerrütteten Wirthschaft gleich anfänglich 1600 fl. Pacht. — Wie konnte Gugenmus 16 fl. Pacht von jedem Morgen geben, wenn er so wie seine Nachbarn mit Hafer, Gerste und Korn hätte wirthschaften wollen. Die Oekonomen, die sich auf ihre Kenntnisse so viel zu Gute thun, die alles, was sie nicht wissen, nur schlechterdings verachten, werden doch erstaunen, hier ein Gut von so

vielem

vielem Pacht zu sehen, da sie mit allem ihrem Verstande Mühe haben, ihre Güter auf 5 pro Zent zu bringen, und da Handschuchsheim zuvor nur 700 fl. reinen Gewinn abwarf, so war nichts mehr nichts weniger, als 4 pro Zent; denn 18000 fl. Ankauf, macht 720 fl. Interessen. Auch ist sehr leicht einzusehen, das zur ächten Oekonomie etwas mehr gehört, als die Kunst Korn, Gerste und Hafer zu säen.

Im Jahre 1773, mußte der Schäfer die Klee- und Krappäcker bey Zuchthausstrafe meiden, und Gugenmus konnte dadurch seinen Viehstand von 25 Kühen auf 44 Stück vermehren. — Und doch schrieb er lange zuvor, nähmlich 1771 den 15. November nach Schlesien: „Das Gut, wel„ches ich vor drey Jahren in Bestand genommen, „und im Ankauf 18000 fl. gekostet, würde nun „alle Tage 30000 fl. werth seyn, ohngeachtet „ich nur 3 bis 4000 fl. darein verwendet; ich „gebe aber selbst 1600 fl. Pacht dafür, und ver„zinse nicht nur dieses Kapital reichlich (nähmlich „zu 8 pro Zent) sondern verbessere das Gut im„mer noch dergestalt, daß es in zehn Jahren wenig„stens 60000 fl. werth ist. Ich verliere noch „dabey im mindesten nichts, und getraue mir „nach Verlauf von wenigen Jahren, mit dem „Gewinn, ein eben so grosses Gut zu kaufen.“

Nach 6 Jahren wurde dieses Gut für 48000 fl. verkauft, und Gugenmus mußte an den neuen Käufer jährlich 2400 fl. Pacht geben. Es entgieng ihm also zu früh ein schöner Antheil von seinem sich prophezeyeten Pachtgewinnste.

Der trierische Hofkammerath Leo sagt: Ich habe das Gut zu Handschuchsheim gesehen, auf dessen einhundert Morgen giebt Herr Gugenmus 2400 fl. Pacht. Ich habe bemerkt, daß der Boden der nähmliche ist, wie an vielen andern Orten. Wie konnte er also 24 fl. von jedem Morgen Pacht geben? Ich habe wahrgenommen, daß er sein Brod kauft, seine Aecker mit Klee ansäet, und einen Theil davon mit Krapp und Hopfen besetzt hält. Ich will von letztern Gewächsen nichts weiter melden, weil sie nicht allgemein gebauet werden dürfen. Aber wenn ich sage, daß er durch den Kleebau seine Aecker in Wiesen verwandelt, daß er durch die Menge des Futters, die schlechtesten Aecker in die besten Wiesen verwandelt, so wird es jedem vernünftigen Landwirth bald begreiflich werden, daß er von einem Morgen dieser guten Wiesen 24 fl. ohne Schaden abgeben, und dennoch 24 fl. Ueberschuß behalten kann, weil er wenigstens 60 Zentner Heu macht, wovon er den Zentner durch die Viehzucht auf 1 fl. benutzen, und den Dünger noch erübrigen kann. Vor vier Jahren war seine Pacht für Jedermann ein Räthsel; jetzt sagen viele Leute, er könne gut bestehen. Da bey seiner Ankunft vor 5 Jahren in dasiger Gegend kaum 3 Morgen Klee waren, so befinden sich jetzt über 300 darin!

Also ist zweytens wahr, daß die Meliorazion eines Guts immer das beste sey, was man bey der eignen Verwaltung gewinnt, und welches gleichwohl die meisten so schlecht verstehen, daß sie diesen ihren ganzen Schatz gemeiniglich armen, unwissenden Bauern anvertrauen, welche solche

aus-

aussaugen, und so elend damit wirthschaften, daß der Ertrag in acht bis 10 Jahren um die Hälfte abnimmt, mithin der Werth des Guts in gleichen Verhältnissen verringert wird. —

Ich muß dir lieber Bruder! anjetzt auch eine Schilderung von seiner eignen Bewirthschaftung machen.

Die Wiesen hat er bis auf zwey Morgen umbrechen, und zu Klee und Küchengewächsebau verwenden lassen. Von den Aeckern legte er 66 Morgen zu Klee, 40 Morgen zu Krapp und 2 Morgen zu Hopfenbau an. Von den Krappäckern wurden alle Jahre 20 Morgen ausgemacht, und sogleich mit Klee besäet. Desgleichen wurden alle Jahre 20 Kleeäcker umgebrochen, und das Frühjahr darauf mit Krapp angesetzt, daß also die Kleeäcker, wenn sie drey Jahre gestanden, umgebrochen, und in diese Neubrache die Krapppflanzen versetzt wurden. Auf diese 40 Morgenkrappacker wurde aller Dung verwendet, und auf jeden jährlich 10 Wägen gerechnet. Die Krappäcker waren also im besten Stande, weil außer dem Neubruch sie noch so viel Dung bekamen. Die Kleeäcker konnten auch bestehen, weil sie in die fetten Krappäcker eingesäet, außerdem mit Gips und Salzasche jährlich wohl unterhalten wurden.

Dieß 66 Morgen Klee wurden angewendet, theils um die Sommerfütterung zu bestreiten, theils auch zum Heu für den Winter. Was hieran abgieng, ersetzte das Krappkraut von den 40 Morgen, so gedörrt, und als Heu verfüttert wurde.

Die Stallfütterung ist, wie es von der Einsicht dieses Oekonomen nicht anders zu erwarten war, gleich vom Anfange seines Bestandes eingeführt worden. Es standen 54 meist sehr schönes Schweizervieh zu 108 Morgen Landes da, obgleich nur 40 zur Bedüngung hingereicht hätten. Dieß darf niemand befremden, da die Wiedertäufer, wenn sie 200 Morgen Acker Land haben, 100 Stück Vieh darauf halten. Herr Rappard in der Pfalz hat zu drey Rheinischen Morgen Länder ein Stück Rindvieh gehalten, und beym Verkauf seines Guts 34500 fl. gewonnen.

Das Gugenmus keine Frucht gebaut, ist die Ursache, daß niemand sein Geld auf 3 oder 4 pro Zent anlegt, wenn er mit gutem Gewissen 30 pro Zent bekommen kann. Dieser Fall ist hier. Ein Krappacker kann in 18 Monaten 10 Centner, ja ein wohl unterhaltener 15 Centner zubereiteten Krapp abwerfen. Den Centner Krappwurzeln kann man auf 20 fl., einen in den andern, rechnen, dieß wären 200 fl. — Wenn man nun 120 fl. für die Kosten berechnet, so bleibt doch jährlich 80 fl. Vortheil übrig. —

Ein Kleeacker trägt 75 Centner Kleeheu, den Centner 40 kr. macht jährlich 50 fl. Im ersten Jahre will ich nur 25 fl. rechnen, so trägt ein Morgen in Klee in 3 Jahren 125 fl. ein. Rechnet man nun für Saamen, Dung, Heumachen 50 fl. ab, so bleiben 75 fl. oder 25 fl. reiner Gewinn. Rechnet man also auf einen Morgen Krapp jährlich 50 fl., auf einen Morgen Klee 25 fl. Vortheil, so tragen diese 100

Mor-

Morgen jährlich 3250 fl. reinen Gewinnst, und wenn man den Pacht von 2400 fl. abzieht, bleiben 1250 fl. übrig. Der Vortheil von der Viehzucht, den Hopfenäckern, den Wiesen, den Gemüßäckern, ist gar nicht in Anschlag gebracht. Die Kosten der Haushaltung sind hier schon mit begriffen, da für jedem Morgen Krapp jährlich statt 80 nur 60, und für jedem Morgen Klee, statt 25 jährlich 17 in Anschlag gebracht werden, welches jährlich zusammen 3522 fl. beträgt, wovon man gewiß den Pacht, die Haushaltung und das Taglohn bestreiten kann.

Der Amtsverwalter Finke in Lösiz, hat 23 Hufen Landes, löset aus den bloßen Rübsen 1950 fl., aus 700 Schafen für die bloße Wolle 1200 fl. Hat also überhaupt nur aus 2 Rubricken allein 2150 fl. Pacht, kann aber freylich einer Tochter, deren er fünf hat, 12000 fl. zur Aussteuer mitgeben.

Die Ursache, daß er keine Rübsen wie der Wiedertäufer bauet, ist diese. Ein Acker sagt er, der 10 Centner erträgt: giebt auch 60 Centner dürres Kleefutter, welches mehr werth ist, als der Rebs, ist keiner Gefahr ausgesezt, und im 2ten, 3ten, 4ten Jahre ist der Acker immer angesäet, liefert gleichen Ertrag, und wird durch die Kleewurzeln verbessert, dahingen man nicht zwey Jahre ungedüngt Rebs bauen darf, denn die Feuchtbarkeit wird durch die Oelgewächse sehr erschöpft, der vielen Mühe und Gefahr nicht zu gedenken, welchen der Rebs für den Kleebau, sonderlich in einer kalten Gegend ausgesezt ist. Gu-

genmus sagt: er habe Aecker, wovon ihm der Morgen gewiß 20 Centner ertragen würde, er baue aber Klee darauf, und befinde sich bey dieser Wirthschaft weit besser. Er müsse jährlich 2000 fl. von 100 Morgen Landes Pacht geben, und wiewohl er bisher Gewächse erbauet habe, die ihm jährlich durch alle Morgen 100 fl. eintragen, so lasse er es doch jetzt bleiben, und baue lieber Klee, wovon ihm der Morgen nur 50 bis 60 fl. giebt, aber er habe viel weniger Unkosten, sicherere Erndten, und verbessere seine Aecker zu reichern Gewächsen, die er schlechterdings düngen muß, wenn sie gut ausgeben sollen. Man bauet an den Rheinstrom Hanf, worin ein Reiter ungesehen herumreiten kann, und wovon der Morgen von 40,000 Quadratschuh 10 bis 12 Centner rohen Hanf abwirft, der hier zu Lande um 10 bis 12 fl. der Centner verkauft wird. — Eugenmus hielt viele melkende Kühe im Stalle, und ließ die Milch täglich in Heidelberg verkaufen. Als es ihm aber andere nachmachten, war er froh, denselben die Augen geöffnet zu haben, er trat zurück, und legte sich auf die Viehzucht, er kaufte sich die schönsten Ochsenkälber, erzog solche bis zu drey Jahren, da er selbige um ein gut Geld verkaufte. — Er war mit einer von den ersten, die den Krappbau betrieben und fabrizirten, aber froh, daß andere dieses Gewinnstes theilhaftig werden wollten, schritt er zum Hopfenbau, um auch dadurch ein nützlicher Vorgänger zu werden. — Im Sommer fütterte er sein Vieh mit Klee, im Winter aber mit Rüben und Krappkraut. Eine Kuh von 3 bis 400 Pfund schwer, fraß in 24 Stunden 18 bis 20 Pfund Heu. Sechs Schafe

fra=

fraßen eben so viel. Zwanzig Stück grosses Vieh fraßen alle Wochen 3 Löcher voll Rüben, wovon ein Loch ungefähr 25 Centner Rüben enthält. Ein arbeitendes starkes Pferd, fraß täglich 20 Pfund Heu und zehn Pfund Haber. Fohlen fraßen nach Proporzion ihres Alters von 3 bis 15 Pfund. — Seine Färberröthe verkaufte er in die Schweitz und nach Holland, den Centner der besten für 40 fl., die geringe Sorte den Mall um 10 bis 15 fl. — Es kostete ihn aber, ein Morgen Landes mit Krapp zu bauen, 130 bis 140 fl.

Bey dem Gute waren noch verschiedene Mühlen, wovon zwey zu Gutmachung des Krapps dienten. Sie waren eigentlich Mahlmühlen, sind aber durch geringe Veränderungen zu treflichen Krappmühlen umgeschaffen worden. Auf den andern Mühlen ward entweder Gips gemahlen oder Toback gestossen, und im Fall von beyden nichts zu thun war, Borden geschnitten; doch versichert Gugenmus, daß die Unterhaltung dieser Mühlen so viel betrage, daß man von ihnen keine Erleichterung zum Pacht spüren könne. — Obgleich diese Wirthschaft nicht von allen nachgeahmt werden kann, so verdienen doch wenigstens die Grundsätze dieses einsichtsvollen Oekonomen Aufmerksamkeit, die ich eben deswegen nunmehr etwas genauer angeben will.

1) Ein Morgen guter Wiese giebt doppelt so viel Pacht, als der beste Morgen Acker. Ein Kleeacker trägt so viel als die beste Wiese. Also muß sein Werth dadurch um so viel größer wer-

 den,

den, als eine Wiese Vorzug vor einem Acker hat.

2) Der Gips ist eine wahre Goldgrube. Man sieht jeden Schritt, den der Säemann vergessen hat, mit ihm zu überstreuen, weil da der Klee noch einmahl so klein und gelb aussieht, eigentlich nur Fingerslang wird, und mager bleibt, da hingegen solcher, wo Gips hinfällt, 2 bis 2½ Schuh hoch wird, —

3) Der Klee ist das beste Mittel, ein verdorbenes Gut sicher, und ohne Kosten zu verbessern. Wer eigene Güter hat, und die schlechtesten Aecker nach und nach in die einträglichsten Gärten verwandeln will, kann es durch nichts wohlfeiler und sicherer, als durch den Kleebau. Für einen Anfänger ist er das nutzbarste Gewächs, weil solcher reichlichere Erträge liefert, und die Felder durch sein Futter und Wurzeln zugleich düngt, ohne daß man ihnen viele Düngung geben darf.

4) Gleicher Dung und Acker, der bey dem Fruchtbau zehn Gulden einträgt, giebt bey den Manufakturgewächsen 50 bis 80 fl. Der Landmann versteht am allerwenigsten, den Boden auf die nutzbarste Art zu behandeln. Der Hopfen, Krapp, Waid sind sehr einträgliche Gewächse.

5) Indessen halte ich allemahl den Kleebau für nutzbarer, weil solcher unter gleich stärkerer Düngung fast so viel als Hanf einträgt, kostet lange nicht so viel, der Ertrag ist gewiß, der Acker wird immer besser, statt daß andere Gewächse den Boden aussaugen.

6)

6) Man macht aus allen Erdboden mit Hülfe des Dungs Gärten, ohne Dung aber kann man aus keinem natürlichen Boden einen Garten machen.

7) Wer sein Gut ausmergeln will, der muß es verpachten, weil das Interesse des Pachters absolut den Schaden des Eigenthümers mit sich bringt, denn der Pächter sucht aus dem Gute alle mögliche Fruchtbarkeit heraus, und in seinen Sack zu ziehen.

8) Ein verdorbenes Gut kann durch vernünftige Administration und Melioration in drey bis vier Jahren, zu einer solchen Vollkommenheit gebracht werden, daß der vermehrte Ertrag, und nach Proportion vergrößerte Werth, 20mahl mehr als der Pacht ausmacht, den man vorher bezogen. Ich habe Aecker um 5 fl. gekauft, die mir nun die Interesse von 1000 fl. Capital weit sicherer eintragen, als wenn ich dieses Geld um 5 pro Cent ausgeliehen hätte.

9) Was können aus einem leeren Kopfe für fruchtbare Erfindungen fließen? Keine andere, als diejenigen, die der Landmann seit Anfang der Welt vom Vater und Großvater, auf eine mechanische Weise, wie der junge Affe von dem alten, abgesehen. Was vor 4000 Jahren fehlerhaft war, das bleibet in manchen Gegenden immer fehlerhaft, und was nicht von vernünftigen nachdenkenden Landwirthen erfunden worden ist, daß kann derjenige nicht entdecken, den es an Grundsätzen fehlt, das Erfundene zu beurtheilen, und das zu Erfindende mit Verstand und Einsicht auszuführen.

10) Die Oekonomie ist eine Wissenschaft, welche sehr einträglich ist. Es giebt gar kein Gewerbe, welches der Vollkommenheit und Sicherheit der Landwirthschaft gleich zu setzen ist, denn diese ist nicht zu schätzen, noch zu Grund zu richten.

Uebrigens muß ich zum Schluße hier noch folgendes anmerken. Gugenmus wechselte mit Krapp und Klee beständig, und bauete gar keine Früchte auf einem seiner erpachteten Güter, welches 108 Morgen enthielt, sondern er kaufte alles Stroh zu Streu, und streuete sogar die Hülsen vom Dinkel. Da waren zunächst etwas Hopfenbau immer 54 Morgen Klee und 54 Morgen Krapp zu sehen, und beyde schön. Der Krapp stand 1½ bis 2 Jahre, dann wieder Klee 2 Jahre, und so ward abgewechselt. Daher gewann er immer auf jedem Morgen 80 bis 100 Centner Kleeheu. Kurz Gugenmus düngt lieber zu oft als zu selten, und konnte daher auch öfter Klee in einem und demselben Felde mit Vortheil erbauen. — Ein anderer Landwirth erhielt auf einen Morgen zu 300 Quadratruthen 8 bis 9 Centner Kleeheu, welches überaus wenig ist, wenigstens giebt sonst der Morgen von 40,000 rheinischen Quadratschuhen seine 20 bis 30 Centner im schlechtesten Jahre, und im guten 40 Centner, und im Kleefelde, das über Winter mit Dung bedeckt wird, 80 bis 100 Centner. — Der sächsische Morgen zu 180 Quadratruthen giebt 16 bis 24 Centner in äußerst hohem und sandigem Lande, und der Meininger Morgen von 160 zwölfschuhigten Quadratruthen, gab im trokensten Jahre

auf einem steilen Berge auf 3 Aecker 42 Centner Esperheu.

Dieses ist es, was ich dir, lieber Bruder! von dem einsichtsvollen Landwirthe schreiben kann. Sobald ich von jenen Gegenden her, mehr dergleichen nützliche Beyträge vom Ackerbau erhalte, werde ich sie dir ohne Zögerung mittheilen. ꝛc.

Nun fuhr der Landmann Emsig fort, will ich noch über einige beym Ackerbau und der Landwirthschaft sehr wichtige Gegenstände reden, die aus den Manuscripten verschiedener erfahrnen Oekonomen gezogen sind, und manchen aufmerksamen Landwirth zu heilsamen Verbesserungen führen können.

B.

Selbstgemachte Versuche beym Kleebau.

1) Herr Hofadvocat Röder hat im Sommer 1787 von der Mitte des Mays bis zur Mitte des Septembers von 6 Simmri (ein Simmri im Coburgschen enthält 160 Quadratruthen zu 16 Schuh) Klee, 6 Stück Rindvieh, 3 Ziegen, 3 Schweine, 17 Gänse gefüttert, gute Milch und Butter erhalten, und an leztern, außer den Hausbedürfnissen, noch 238 Pfund Butter verkauft, auch 2 Fuder dürren, und 2 Fuder Saamenklee erhalten, und durch den Sommerdung 10 Simmri Feld gut gemacht, dabey die Wiesen vallig verschont wurden.

2) Herr Schmidt zu Rodach hatte von 2 Simmri Kleefeld 2 Pferde, 3 Kühe und 3 Stück göltes Vieh mit einem Viertel untermischten Gartengras nun 2 Sommer hindurch reichlich ernährt, gute fette Milch, Zuwachs an Fleisch und Fett, auch eine Fuhre Kleeheu erhalten, auf diesem Kleeacker sind wiederum mehr und eben so gute Früchte, als von den nächsten Nachbarn erbauet worden. Er hat auf Kleefeld 7¼ Korn, und der Unterschied ist beträchtlich genug.

3) Herr Kaplan Faccius zu Mender machte 1784 auf einem schlechten Acker mit zwey Pfund Kleesaamen eine Probe, ließ ihn im Winter mit Mist bedecken. Der Klee stand 1785 so gut, als sonst auf Krautäckern. Nach zweymahligen Abgrasen ist der Klee Handhoch einfährig untergeackert, Weizen aufgesäet, und eingeegget worden, da das Feld wegen der Nässe sich in Bänke schloß; so ist viel Saamen nicht untergekommen, der Weizen aber 1786 doch so gut als anderer Brachweizen gestanden, wo überdieß viele Schwellen waren. — Im Jahre 1787 stand Gerste darauf, die viel schöner als andere war. — Dieser Acker gab 1781 von 1½ Simmri Aussaat nur 49 Garben Gerste. — Im Jahre 1784 von 1½ Simmri 55 Garben, und im Jahre 1787 aber 101 Garben. — Auf einem andern Acker war der Nutzen noch augenscheinlicher. Ein Simri Feld war 1785 mit 8 Pfund Kleesaamen unter die Gerste besäet, der im Frühjahre 1786 mit 1 Simmri Gips bestreuet wurde, ausgenommen das 7te Beet; da war auch der Klee gelb und gering gegen die andern.

Von

Von sieben Beeten bekam er viel grünes Futter 2 auch 3mahl, auf den 5 andern 2 Fuder Kleeheu. Durch den grünen Klee wurden die Wiesen geschont, und 2 Fuder Heu und Grumet erhalten, die sonst hätten grün verfüttert werden müssen. Durch diese 2 Fuder Kleeheu und zwey Fuder Wiesenheu konnten, mit noch 3 Fuder Zehendheu, 5 Stück Rindvieh und 5 Schaafe ausgewintert werden, wovon sonst zwey Stück von erstern hätten abgeschaft werden müssen.

Dadurch wurde viel Dünger erhalten, 5 Fuder ins Krautfeld, 28 auf 2¼ Simmri Feld, und noch 10 doppelte Fuder auf anderes Feld und Wiesen, durch die auf das Kleefeld ersparte Düngung kamen 4 doppelte Fuder auf einen schlechten Acker, wo 1784 23 Garben Dinkel gewachsen waren, und 1787 62 Garben Weitzen. In diesem Jahre hatte er 7 doppelte Fuder Mist erhalten, und muß künftig 2 Schock Weitzen tragen, also 10mahl mehr, als sonst. — Das Simmri Feld wurde 1786 einfährig, ohne Dung mit altem Weitzen bestellt, der im Herbst und Frühlinge 1787 schmächtig aussah, da er aber die verfaulten Kleewurzeln erreichte, so stockte er, und wuchs so hoch, wie das Korn. Von 1 Simri Aussaat wurden 2 Schock und 24 Garben geerndtet, und davon 9 Simri (zu einem Simri 2 Metzen gerechnet) reichlich gedroschen, anstatt daß er auf einen Simri Brachfeld nur 3¾ Simri bekommen. — Das Stroh war auch mehr und länger. Nach obiger Erfahrung wird auf künftiges Jahr die Gerste noch vor dem Klee auf diesem Acker Nutzen haben. — Daß das Austreiben des Viehes schädlich

lich sey, beweiset er daraus: Eine von seinen Kühen habe sich bey der Härte des Feldes die Füsse verdorben, und aufliegen müssen, aber auch nur eine halbe, statt sonst eine Maß Milch gegeben. Vor kurzem wurde einer Bauerskuh ein Horn abgestossen. In 39 Jahren, da seine Eltern in Mender gewesen, und das Vieh im Stalle behalten, hätten sie nur ein Stück verloren. Dreyzehn und ein halb Jahr fiel gar keins; in Mender gleich in den ersten Jahren 1 Kuh und 1 Stier. Die Weiden und Viehhirten sollten ganz abgeschaft, und diese nützliche Taglöhner werden.

4) Herr Pfarrer Fromman zu Unterlautern, hatte seit 16 Jahren, jährlich für 50 fl. Futter und Düngung gekauft, und konnte doch nur 8 bis 9 Stück Vieh oft kümmerlich mit Stroh füttern, daher das Feld nur mittelmässig gedüngt werden konnte. Nun hatte er 1786, 10 Fuder, und 1787, sieben Fuder dürren Klee gemacht, und den ganzen Sommer grünen füttern lassen, daher er auch 3 Fuder Heu, und Grummet mehr als sonst, auf den Wiesen erhalten, 3 Stück Vieh konnten mehr als sonst gehalten werden, und wurde reichlich Dünger gemacht, daß auch noch etliche 20 Fuder zur Sommersaat parat lagen, wo sonst nichts hingekommen ist. So mußte das Feld besser werden. — In der Wirthschaft wurde das Geld für Futter und Dung erspart. Esper hatte er schon 16 Jahre und Luzerne 4 Jahre, erstern 2, 3mahl, letztern 5mahl über Ellen hoch abgeschnitten, im Frühlinge, ehe noch etwas auf den Wiesen zu haben, und spät im Herbst, wenn nichts mehr da ist. Welcher Nutzen von

Esper, der auf wüsten Feldern so gut wächst, wie in Lauter. — Sonst hatte er nur ein Stück Vieh jährlich verkaufen können, und das war noch dazu mager. Dieses Jahr verkaufte er schon 3; eins gleich zum Schlachten, 2 zum Zug, künftiges Frühjahr kann er wieder 2 Stück verkaufen. An Butter hatte er 1786 und 1787 noch 3mahl so viel als sonst. Hätte jeder Gutsbesitzer so viel Klee gebaut, Vieh und Butter verkaufen können, wie die Lauterer, so müßte alles schon daselbst wohlfeiler seyn. — Mit gutem Gewissen kann niemand sagen, daß auf Kleefeldern ein Mangel an Getreide verspüret worden. Die 2 nassen Jahre war die Herbstsaat schlecht und spät, und doch gerieth es, auf dem Kleefelde vorzüglich besser, als auf der Brache. Er hatte Korn und Weitzen einfährig gesäet, und erhielt von 2 Viertel Weizen, ohne den Zehenden, 1 Schock 5 Garben. Von 2 Simri Aussaat auf einen 4mahl geackerten und gefurchten Acker, nur 2 Schock 18 Garben. Von zwey Vierteln Kornsaat auf Kleestoppeln ungedüngt, und einmahl geackert; ein Schock Garben exclus. Zehenden. Die Aehren waren übrigens groß, voll, und zum Theil 6zeilig. — Auch die Gerste auf Klee ist viel frecher und schöner gewachsen.

5) Der Bärenwirth Faber in Coburg hatte sonst für 25 fl. Dünger in seinen Garten zu 5 Simri Feld kaufen müssen, und das Gedreide ist ihm so hoch gekommen, als der Werth. Jetzt erspart er das, und hat den schönsten Klee, Luzerne und Esper daselbst.

C.

Von verschiedenen Arten des Viehfutters, und den Eigenschaften desselben.

Es wird manchem Landwirthe vielleicht nicht unangenehm seyn, wenn ich hier von den verschiedenen Verhältnissen der Fütterung einige richtige Beobachtungen mittheile. Sie gründen sich alle auf Erfahrungen, die von aufmerksamen Landwirthen gemacht worden, und deswegen verdienen sie empfohlen zu werden.

1) Eine Metze Korn thut in der Ausfütterung eines Pferdes, des innern Gehalts nach, so viel, als drey Metzen Hafer. Allein Hafer ist das beste Futter eines Pferdes; denn

a) ist es das leichteste, mithin gesundeste Futter,

b) kann mit Korn, die der Grösse des Körpers nöthige Quantität, ohne Schaden nicht gereicht werden.

2) Eine Metze Gerste, thut so viel, als 2 Metzen Hafer. Sie ist aber darum nicht dienlich, weil die wenigsten Pferde solche verdauen können.

3) Eine Metze Erbsen, hält am innern Gehalt so viel, als 2 Metzen Korn, 4 Metzen Gerste, 6 Metzen Hafer. Sie machen ein festes Fleisch, sind aber behutsam zu füttern, weil sie hitzig und blähend sind. Sie dürfen nicht ungequelt gegeben werden.

4) Ein Pfund Heu hält am innern Gehalt, so viel, als 4 Pfund Stroh ohne Unterwuchs.

5) Ein Korb Luzernklee, macht so viel, als 4 Körbe Gras. Er ist zur Mastung und Zeugung der Milch, besser als Gras, aber vorsichtig zu füttern, weil dieß Futter vieles Blut erzeuget.

6) Ein Korb Esparsette, so viel, als zwey Körbe Luzerne, und 3 Körbe rother Klee. Esparsette legt vornähmlich auf die festen Theile, auf Fleisch und Fett. Es ist das beste für junges und altes Zucht-Mast-und Zugvieh. Bey geringer Quantität Esper können die Pferde ohne Körner besser erhalten werden, als bey Klee, Gräsereyen und Hafer.

7) Rüben und gelbe Rüben, sind als ein wässerichtes Gefäß einander beynahe gleich, doch sind beym Rindviehe die Rüben zur Milchnutzung besser, als die gelben Rüben. Diese sind wieder zur Mastung vorzuziehen.

8) Kohlrüben sind um $\frac{1}{9}$ besser, als Rüben, und gelbe Rüben, Kraut ist um $\frac{1}{4}$ schlechter, als Kohlrüben.

9) Erdäpfel, sind in Ansehung der Mast um $\frac{1}{4}$ besser, als Rüben, gelbe Rüben und Kraut nicht aber zu Erzeugnng der Milch. Sie machen ein schwammichtes Fleisch.

10) Erbsen, sind um $\frac{1}{3}$ besser, als Gerste zur Mast. Sie machen ein festes Fleisch.

11) Ein Leinkuchen thut zur Erzeugung der Milch, mehr, als eine Metze Gerstenschrott.

12) Ein Rübsenkuchen ist um $\frac{1}{4}$ geringer; als Leinkuchen.

13) Grüne Wicken sind zur Erzeugung der Milch sowohl, als Stärkung des Viehes, beynahe den Luzernerklee gleich.

14) Dürre Wicken sind um $\frac{1}{4}$ besser, als Erbsen.

15) Zum Wachsthume der vierfüßigen Thiere, ist Malz wegen seiner flüchtigen Theile besser, als Korn, Hafer und Gerste.

16) Kleine romanische Bohnen (sonst auch Pferd- und Saubohnen genannt) sind das allerstärkste Futter bey Pferden. Beym Rindviehe auch sowohl zur Mast als Stärkung, besonders zur Zeugung der Milch.

17) Von allen Wiesen, so kein saueres Gewächs haben, und keiner Ueberschwemmung unterworfen sind, mehr hoch als zu tief liegen, differirt der innere Gehalt des Grases von jenen, den nassen, gegen diese um die Hälfte.

18) Ein Bündel Stroh, im schwarzen Erdreich gewachsen, füttert um die Hälfte besser, als

2 Bündel Heu aus tiefen sumpfigten Wiesen. Von Schaafen, die von der Mitte des Oktobers bis zum alten Peterstag, aus Mangel der Wiesen mit purem Stroh ausgefüttert werden, und das sparsam erhalten haben, hat man von 60 bis 70 Stück so viel Wolle erhalten, als 1 ½ Stunde davon, bey voller Weide, und genugsam Heu von 100 Stücken; auch ist nicht so viel Abgang, als bey jenen gewesen. Denn auf hohen Feldern, und im schwarzem Erdreich ist das Getreide mit mehreren Unkraut, als das in lehmigten und sandigten vermischt, mithin hat es auch mehrere Nahrung bey sich.

19) Vieh, das auf hoher Weide gehet, ist mehrentheils kleiner an Gewächs, als dasjenige, so in Tiefen, im Ueberfluß des Grases gehet; jenes aber besser an Fleisch, und gesünder, weil es keiner Fäulniß unterworfen ist, wie jenes. Alles Getreide, so auf hohen Feldern erwächst, ist von einer dünnern Hülse, mithin auch bessere Consistenz, also kann von den Körnern auch auf die Güte des Strohes geschlossen werden.

D.

Wie können Getreidearten vortheilhaft mit einander vermischt werden.

Ein verständiger Landwirth sollte sein vorzügliches Augenmerk darauf richten, denn es ist ohne Zweifel eins der wichtigsten Stücke der Landwirthschaft, zu untersuchen, welche Pflanzen sich mit Vortheil unter einander vermengt, bauen lassen, und zwar dergestalt, daß z. B.

1) Eine der andern zur Stütze dient, an welcher sie sich aufrecht hält.

2) Zum Schirm wilder Winde, Hitze, Kälte und dergleichen.

3) Zur Verwahrung wider Insekten, Vögel rc. dienen kann,

4) und endlich eine die andere weder mit schädlicher Beschattung und Ausdünstung hindert, noch eine der andern die Nahrung raubt, indem die eine z. B. Luzerne durch ihre tief gehende Wurzeln aus der Tiefe; die andere aber z. B. Grasarten, nur etliche Zolle unter der Oberfläche ihre Nahrung suchet.

Von dieser Vermischung hat man folgende Erfahrungen:

1) In der Schweiz im Eisenachischen, und im Schwarzburgischen, säet man in nassen Feldern halb Weitzen und halb Roggen. Der Roggen lagert sich weniger, der Weitzen wird weniger brandig; jede Sorte geräth besser, als wenn eine allein stehet; mißräth eine, so geräth doch die andere; der Acker wird weniger für andere folgende Früchte erschöpft.

2) In Franken wird Dinkel und Weitzen
3) Dinkel und Roggen
4) Dinkel und Einkorn

5) Weitzen und Einkorn auch gut untereinander gesäet.

6) Sommerrübsen, Winterrübsen, und rother Klee werden vor Johanni zu gleicher Zeit gesäet, wenn das Land zuvor doppelt gedüngt worden. Der Sommerrübsen wird nicht zu tief abgeschnitten. Landwirthe haben diese Beobachtung auf zwey verschiedenen Feldern bey Jena gemacht.

7) Gerste, und Winterrübsaamen, auch Gerste und Raps. Man versichert, daß die Gerste eine ungewöhnliche Höhe in Stöcken, und grosse Aehren erlangt habe; und die Winterfrüchte hätten nicht geschosset, doch aber Blätter von unglaublicher Grösse getrieben, die mit der Gerste in die Höhe giengen. Beydes wurde zusammen abgehauen, und diese Blätter machten ein vorzügliches Futterstroh mit ansehnlicher Vermehrung der Schocke. Rübsaamen und Raps machen noch vor Winters Wurzeln von unglaublicher Grösse und Stärke, sie trieben im folgenden Frühling dergestalt, daß oben in der Rinde dieser Rüben viele Stengel (Stiel) in die Höhe giengen, und jeder Stengel (Stiel) seine besondern Aeste machte, daß von jeder Rübe ein ungemein hoher und dicker Busch erwuchs, nnd sich reichlich ergab, das Feld war aber tüchtig mit Mist gedüngt.

8) Erbsroggen. Sommerroggen säet man an einigen Orten auf sehr trockene Felder, um Lichtmesse, auf tiefe nasse Aecker erst im April, wenn die Nässe abgetrocknet ist; auf leichten, nicht allzukräftigen Acker nimmt man die Propor-

zion der Erbsen zu den Roggen wie 6 und 10, oder wie 3 zu 5, z. B. drey halbe Viertel Erbsen, 5 halbe Viertel Sommerroggen. Ist der Acker ein noch leichteres hohes Sandfeld, so nimmt man nur zwey halbe Viertel, und wohl darunter Erbsen, gegen 5 halbe Viertel Roggen, damit die Erbsen recht dünne stehen, und etwas aus ihnen wird. Je weniger Erbsen mit Roggen vermischt, man auf schlechtem Lande aussäet, desto besseres Wachsthum und stärkern Ertrag haben sie. Immer ist es rathsam, nur zwey halbe Viertel Erbsen gegen 3 halbe Viertel Roggen zu nehmen. Zur Erndtezeit warte man nicht, bis eine jede Art völlig reif ist. Hat man keine Früherbsen genommen, so ist der Roggen früher zeitig, da man nicht in der heissen Sonne, sondern im Thau den Acker abmähen solle. Dieser Erbsroggen trocknet geschwinder zum Zusammenbringen, und Einfahren. Beym Worfen in die Scheune machen die Erbsen den größten Vorsprung, die, so zum Theil unter den Roggen bleiben, hindern nicht, ihn zum Viehfutter, ja auch zum Mahlen zu gebrauchen, indem Erbsen unter dem Roggen gut gebackenes, und gesundes Brod geben.

9) **Wickenroggen.** Wo es an Heu fehlt, kann man dem Vieh nicht besser aufhelfen, als wenn man sich mit allem Fleiß auf eine Menge mit Wicken gemischter Früchte legt, und so gar leicht seine Winterfütterung verbessert. Daher es auch hier mehr um das Wickenstroh, als einer getrockneten Kleeart, wie um die Körner zu thun ist. Will man Wickenroggen säen, so kann man ein halb Viertel Wicken mehr, als von Erbsen

nehmen, weil die Wickenpflanze, die sich an den Rockenhalm anlähnt, leichter als Erbsen ist, und viel kleinere Blätter hat. Wicken vertragen die nasse Kälte nicht so gut, als Erbsen. Man säe also den Wickenroggen erst im April, besonders auf nassen Aeckern; bey kalter Witterung aber erst, wenn diese Aecker abgetrocknet sind. Schwarze Wicken lassen sich nicht gänzlich vom Roggen in der Scheune durch Worfen trennen, und geben nur Viehfutter, weisse Wicken aber sind völlig den Erbsen gleich zu halten, und geben ein gutes Mahlkorn.

10) **Wickengerste.** Man nimmt drey Theile Gerste, und den vierten Theil Wicken. Ist es einem um die Wickenkörner eben so wohl, als ums Stroh zu thun, so säet man sie unter die Frühgerste; unter der kleinen Gerste, die in 9 bis 10 Wochen nach der Aussaat reif ist, werden die Wickenkörner nicht reif, das Stroh wird aber desto kräftiger. Werden die Wicken unter der Frühgerste reif, so braucht man Wicken und Gerste zum Viehfutter, die ganzen Körner für Pferde und Federvieh, geschroten aber für Rindvieh und Schweine. **Weißwicken und Gerste** werden im Dessauischen theurer bezahlt, als ordinäre Gerste.

11) **Linsengerste.** Man vermengt 6 Theile Gerste mit 1 Theil Linsen, und zwar nimmt man Frühgerste, säet sie aber erst, wenn man sonsten die Linsen zu säen pflegt. Im Oesterreichischen und Eisenachischen säet man schon seit langer Zeit die Linsengerste, und in erstern Gegen-

den nimmt man von der erhaltenen vermischten Frucht die Hälfte oder ein Drittel unter Roggen, und erhält daraus ein gut schmeckendes und nahrhaftes Brod fürs Gesinde. Das Brod läuft davon recht hoch auf. Auf etwas grössern Bauerngütern ist diese Saat nicht genug anzupreisen. Die zarten Linsen halten sich fest an die Gerstenhalme, und so wächst diese Frucht gemeiniglich so frisch und steif, daß es eine Lust ist anzusehen. Dieses Stroh geht den Erbsenstroh vor, ist ein vortrefliches Futter für junge Kälber, Lämmer, besonders junge Füllen, ja für alle Arten von Vieh auf die Raufen zu stecken, auch bey den Mastochsen und Melkvieh Heckerling davon zu schneiden, und warm anzubrühen. Der Saame ist ein nicht besser zu wünschendes Pferdefutter. Kurz zuvor, und in der Lammzeit der Lammschaafe, zuweilen nicht ausgedroschene Linsengerstengarben in die Raufen gesteckt, erquicken die alten Schaafmütter, daß sie beym Lammen und Saugen Kräfte haben. Linsen gerathen auch immer besser und grösser, wenn man sie und Gerste unter einander säet, mit einander schneidet und drischt.

12) In Schweden hat Herr Brauner mit gutem Nutzen die Gerste mit $\frac{1}{3}$ Erbsen ausgesäet.

13) Gerste und Hirsen. Da bekanntermaßen in der Hirsenstoppel noch schlechter Korn wächst, als in der Gerstenstoppel.

14) Gerste und Pastinacken. Ist die Gerste zeitig und eingeerndtet, so lockert man das Land mit einer kleinen Hacke ein wenig auf, wo-

durch

durch die kleinen Pastinacken Luft bekommen, fleißig wachsen, im Herbste, besser noch im Frühlinge, ausgehoben werden, und als eine zuckersüße Wurzel roh oder gekocht, für das Rind- und Schweinvieh ein Leckerbissen sind.

15) Sehr vortheilhaft ists, wenn man $\frac{2}{3}$ Pferdebohnen und $\frac{1}{3}$ Erbsen untereinander säet.

16) Pferdebohnen mit Hafer, oder Wicken, oder Linsen. Letztere fallen gerne aus, ehe erstere reif werden.

17) Eben so ists auch sehr nützlich, um die Kartoffelstöcke 2-4 Erbsen zur Zeit, wenn man jene legt, herum zu stecken. Beym Hacken und Häufeln jener, nimmt man die Erbsenstengel in Acht, und legt diese aufs Kartoffelkraut oben hin. Sind die Erbsen reif, so rauft man sie aus.

18) Erdäpfel und Runkeln. Von letztern nimmt man die Erde weg, und behäufelt damit die erstern.

19) Wickenhafer. Wenn der Hafer nicht im März schon gesäet wird, so nimmt man auch 3 Theile Hafer und einen Theil Wicken. Unter dem Hafer werden die Wickenkörner reif.

20) Erbsenhafer. In Ansehung der Proporzion der Erbsen, und des Hafers, und der Aberndtung dieser Früchte, ist das vom Roggen gesagte, zu beobachten, $\frac{1}{14}$ bis $\frac{1}{18}$ Erbsen gegen den Hafer; nur muß man, wenn der Hafer erst

im May gesäet wird, Früherbsen zur Mischung nehmen. Beym Worfen in der Scheune, sondern sich die Erbsen vom Hafer noch besser, als vom Roggen ab, weil sie um $\frac{1}{8}$ schwerer, als Hafer sind.

21) **Linsen und Mohn.** Man gräbt zu den Linsen das Land um, düngt es, und säet unter die Linsen einige Löffel voll Mohn. Zu seiner Zeit muß das Unkraut gehörig ausgejätet werden. So bekommt man, besonders, wenn man die größeste Art Linsen aussäet, weit mehr Linsen, als sonst, die sich auch recht weich kochen, und der Mohn bekommt rechte dicke, vollkommene Häupter. Den Mohn ziehet man vorher aus, ehe man die Linsen abschneidet oder auszieht.

22) **Gelbe Rüben und Mohn.**

23) **Hanf und Hirse** vermischt, säet man in verhältnißmäßiger Menge mit einander aus. Man wählt ein gut gegrabenes und gedüngtes Feld, dergleichen auch ein Sandfeld seyn kann. Die Hirse steht unter dem sie weit überwachsenden Hanf sicher vor den Winden, die uns sonst in einer Stunde um den ganzen Hirsen Gewinnst bringen können. Der Hanf wird vortreflicher, als man sagen kann. Man zieht den Hanf besonders, und die Hirse auch besonders.

24) **Rübensaamen, Erbsen, Wicken und Hafer.** Weil diese Gewächse zusammen aufgehen, so haben die Rüben für den Erdflöhen Schirm. Sind die Erbsen, Wicken und Hafer bis zur Blüthe gewachsen, so werden sie herausgerissen, und dem Vieh verfüttert.

25) Luzerne mit Erbsen, oder Wicken, oder Hafer, oder Linsen. Letztere vermögen nicht den jungen Klee zu ersticken, und sind dennoch blätterreich genug, um ihm Schatten zu geben.

26) Man säe mit dem rothen Klee 25 bis 30 Pfund Raygras. Die Vortheile, welche dem Unternehmer dadurch zufließen, sind zu beträchlich, um nicht Aufmerksamkeit zu verdienen, denn

a) legt sich und fault der Klee nicht.

b) Dieß vermischte Futter blähet das Vieh nicht auf.

c) Es ist auch dieß Futter leichter zu gutem Heu zu machen, und ähnlich dem Heu von der besten natürlichen Wiese.

d) Es ist dieß Heu und Grummet in der Scheune wohl zu erhalten, da das blosse Kleeheu sich so leicht dort erhitzt und verschimmelt.

Der Herr Oekonomierath Bernhart in Bauschlott, säet viele Jahre das Raygras unter den Klee auf dem herrschaftlichen Baadischen Kammergute, Katharinenthal, aus, das 351 Morgen ausgesogener Aecker, ohne alle natürliche Wiesen hat. Er unterhielt 75 Stück Rindvieh, und 250 Stück Schaafe, ohne Weide, Sommer und Winter, und verkaufte 1769 noch 1200 Centner Heu. Ein Drittel des Guts ist mit Futterkräutern angelegt, und der Fruchtbau dadurch so wenig verringert

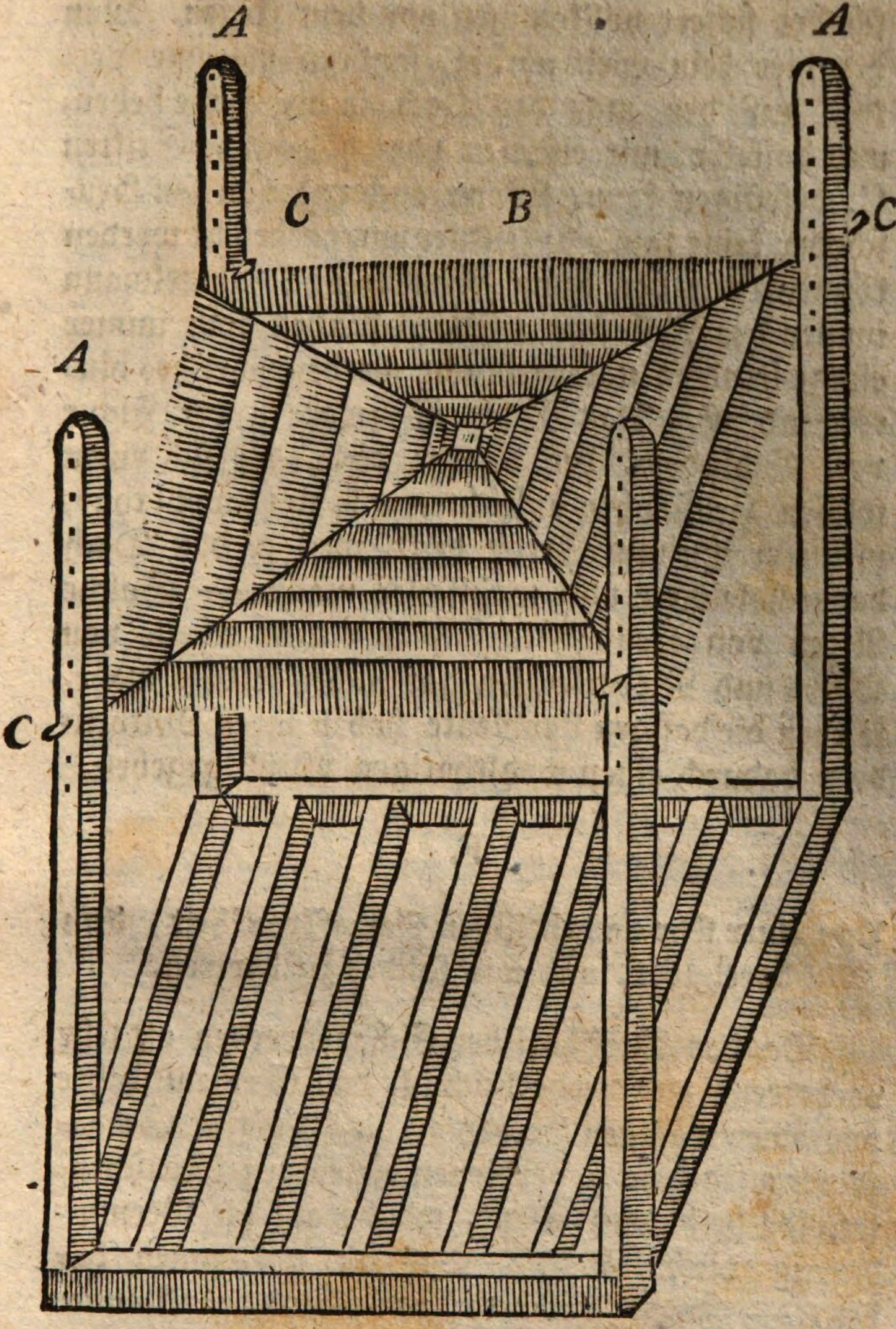
ringert worden, daß die Erndte 1500 Durlacher Malter Früchte gab, und ein Pachter doppelten Pacht für das Gut bot.

E.

Eine ganz neue und wohlfeile Art Heustadel zu machen.

Alle Vorschläge zur Verbesserung der Landwirthschaft, welche zu kostspieligen Unternehmungen führen, gehören unter diejenigen Projekte, welche entweder ganz unausführbar, oder wenigstens mit zu vielen Hindernissen erfüllt sind. Es muß bey dergleichen Vorschlägen auf die ärmere Klasse der Landleute vorzüglich Rücksicht genommen werden. — Die Landleute pflegen schlechtweg, wenn sie ihr Heu nicht unter Dach, oder in die Scheune bringen wollen, einen Pfahl zu schlagen, und um diesen legen sie ihr Heu, welches oben mit einem am untern Ende gebundenen starken Bund Stroh bedeckt wird. — Man kann es aber mit grösserem Vortheile unter Dach bringen, und hiezu könnte man sich insbesondere einer Gattung von Heuschober bedienen, welcher nicht nur wohlfeil, — ein Hauptumstand! — sondern auch das Heu im besserm Stande erhält.

Das



Das Ganze bestehet, wie aus beystehender Figur zu ersehen, aus vier starken Pfählen A. und einem beweglichen Dache B. Diese Art Heu-

schober

schober sichert vollkommen vor dem Regen. Man hat hier kein Seil nöthig, sondern nur eine Leiter, auf der man das Dach in die Höhe heben, und dasselbe mit eisernen oder hölzernen Stiften C. befestigen kann. Wenn auch unter diesen Heuschober keine tausend Zentner untergebracht werden können, wie das beym Armen- und Mittelmann immer der Fall seyn wird, so können doch immer einige hundert untergebracht werden, welches hinreichend ist. Das Dach ist zwar in der Figur von Schindeln, der Bauer aber, der sich einen solchen Heuschober aufrichten will, wird wohl thun, wenn er ihn mit Stroh deckt, weil er das Dach dadurch leichter und wohlfeiler macht. — Solche Arten von Heuschober sind in einem Theile von Ober- und Niedersachsen gar nichts seltnes mahr, ja eben die dasigen Landleute haben ihren Mitbrüdern dadurch einen wohlthätigen Wink gegeben.

F.

Von einer sehr nachtheiligen Schaafkrankheit, dem Drehübel, und wie solches zu kuriren.

Da das Drehübel bey Schaafheerden oft sehr verheerend und verderblich ist, daß in einem Jahre von einer mäßigen Heerde 30 bis 40 Stück Schaafe darauf gehen, so verdienen diejenigen Menschenfreunde besondern Dank, welche auf die Verminderung dieses Uebels Bedacht genommen haben. — Zwey gelehrte und biedere Männer haben einen Gehirnsaugetrokar erfunden, mit welchem Schäfer durch eine leichte Operation eine Art der Drehschaafe kuriren können. — Da diese nützliche Erfindung noch wenig bekannt

kannt ist, so dürfte es den Güterbesitzern, Pachtern und andern Hauswirthen in der Stadt und auf dem Lande nicht unangenehm seyn, wenn man sie mit dieser heilsamen Erfindung bekannt machte. — Bürger, die sich nicht mit Schaafhalten abgeben, werden doch diese Sache als etwas Neues und Sonderbares, — das dem Menschenverstand Ehre macht, — bewundern.

1) **Von der Krankheit selbst.** Das Drehübel findet man selten bey alten Schaafen, meistens bey Lämmern, Jährlingen und Zweyjährigen. Es rühret von einer oder mehreren im Gehirn befindlichen Wurmblasen her, welche bald die Größe einer kleinen Nuß, bald eines Taubeneyes, bald eines Hühnereyes haben, inwendig mit Wasser angefüllt, von außen mit vielköpfigen Bandwürmchen besetzt sind. Der Druck der Blasen verursacht den Lämmern und Schaafen eine schmerzhafte Empfindung, und sie machen mit dem Kopfe eine Bewegung, bald aufwärts, bald auf eine Seite. — Auf die Lage der Blase kommt es an, ob das Schaaf kann kurirt werden oder nicht? Man muß daher dreyerley Schaafe unterscheiden, und zwar

a) eigentliche Dreher, welche zu Hause bey ihrem Futter wie vergeßen stehen, draußen oft von der Heerde abgehen, zurückbleiben, und wenn sie fortgehen wollen, sich zuweilen in einem Kreise herumdrehen.

b) Segler. Sie sind daran zu erkennen, daß sie den Kopf hoch halten, und gerade auslaufen.

c) Traber halten, wenn sie irre gehen, den Kopf hoch, gleiten dabey aber öfters mit den Füßen aus, sie scheinen gleichsam traben zu wollen, der Kopf liegt ihnen alsdann mehrentheils auf dem Genicke, und endlich fallen sie kraftlos hin. —

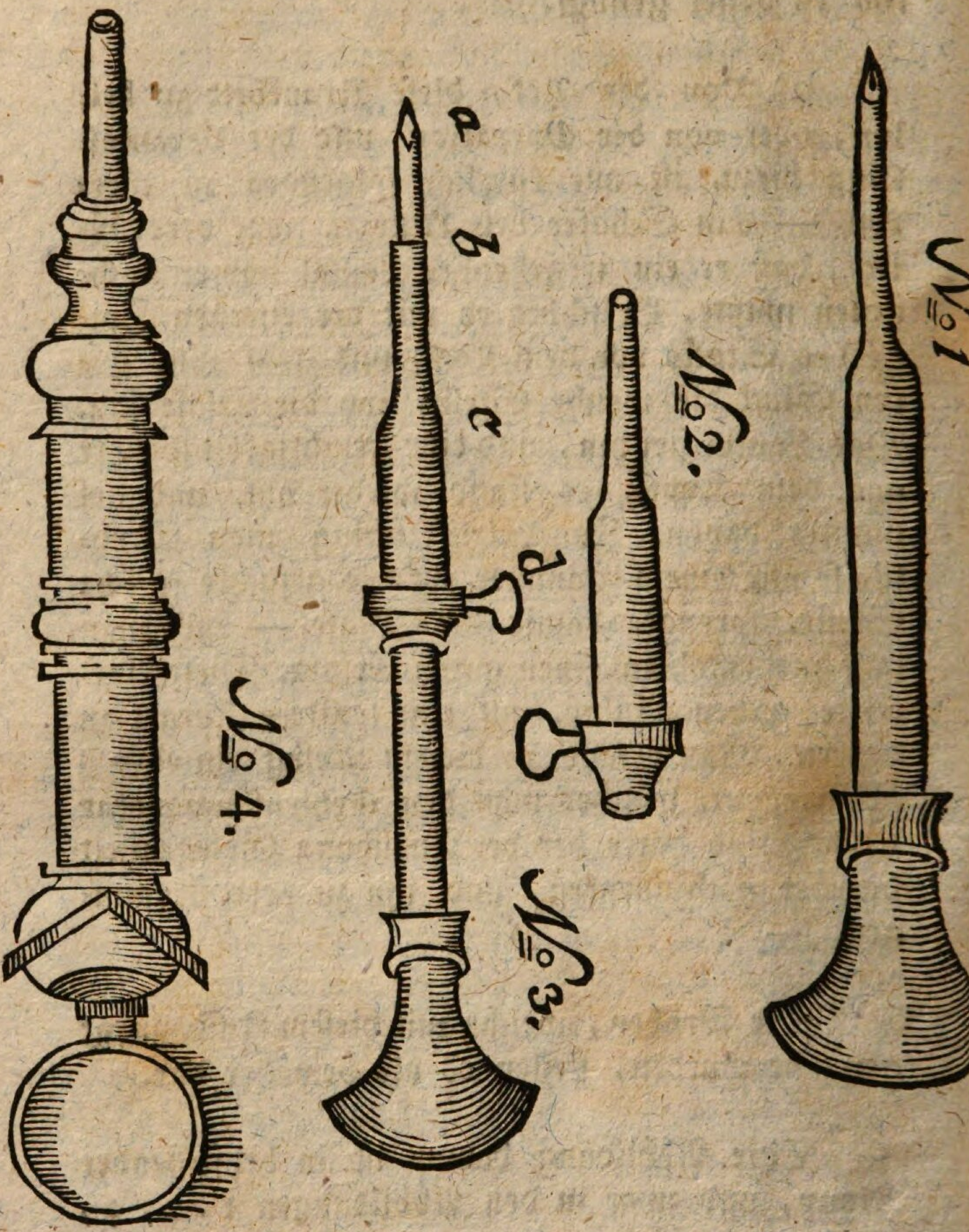
Bey den Seglern liegt die Blase, sie sey einzeln oder in der mehrern Zahl vorhanden, immer im Grunde des großen Gehirns; bey Trabern trift man sie im Grunde des kleinen Gehirns oder im Rückenmark an. Segler und Traber können nicht kurirt werden, aber irrgehende Dreher wohl, welche nur eine Wurmblase auf der Oberfläche des Gehirns haben, oder deren Blase in der Substanz desselben bis auf den Eyrunden Punkt sitzt, oder in einer von beyden vordern Hirnkammern liegt, sind noch zu kuriren. Drehen sie links, so liegt die Blase gemeiniglich rechts, drehen sie rechts, so liegt die Blase gemeiniglich links. Von ihrem Druck entsteht eine weiche Stelle an dem Gehirn, die man fühlen, und das Sauginstrument anwenden kann. Liegt die Blase nicht auf der entgegengesetzten Seite des Drehens, so kann man sie durch den Druck eines Fingers entdecken. Man drücke mit dem Nagel des Fingers auf verschiedene Theile des Kopfes. Wo das Schaaf am heftigsten zuckt, da ist die Blase nicht weit entfernt. Ein möglicher Fall ist es freylich, daß eine oder zwey Blasen in der Mitte des Gehirns liegen, es nach den Seiten pressen, daraus zwey weiche Stellen auf beyden Seiten entstehen. Hier würde das Einstechen auf den weichen Stellen nichts helfen, son-

dern man muß den Stich in der Mitte wagen, wo es besser gelingt.

2) Von der Art, diese Krankheit zu heilen, oder von der Operation, und der Veranlassung hiezu, ist nur kürzlich folgendes zu merken, — Ein Schäfer bey Wurzen war verdrüßlich, daß er ein irrgehendes Lamm immer nachholen mußte. Er schlug es mit der eisernen Spitze des Stocks vor dem Kopf, und traf zum guten Glück die weiche Stelle, wo die Blase lag. Das Lamm fiel hin, und eine Feuchtigkeit sprützte aus dem Kopfe, es stand wieder auf, und lief munter davon. In Belzig schlug man Drehschafe mit einem Hammer auf die gesuchte weiche Stelle, sprengte damit die Blase — und man sahe mehrmahlen einen guten Erfolg. Diese Auftritte gaben Anlaß, auf eine sanftere Kurart zu denken. Man erfand zu diesem Behuf ein eignes Instrument, welches man den Gehirnsaugetrokar nennt, und hatte bey der Ausübung Gelegenheit darüber nachzudenken, und ihn zu vervollkommnen. —

Die Proben, welche mit diesem Instrument gemacht wurden, stellen es als bewährt dar.

Eine Abbildung davon ist in beystehender Figur, und zwar in den Abbildungen 1, 2, 3, und 4 zu ersehen.



Bey der Operation selbst ist folgendes zu beobachten. Wenn das Lamm oder Schaaf nach seinem Betragen und weichen Flecken untersucht wor=

worden, so wird es mit allen vier Füßen gebunden auf einen Tisch oder auf eine Bank gelegt, und die ganze Wolle von dem obern Theile des Kopfs mit einer Scheere rein abgeschoren. Bey dem Scheeren muß der Kopf des Thieres von einem Gehilfen gehalten werden, damit es nicht zucken könne. Hat der operirende Schäfer mit seinem Finger den wahren Fleck gefunden, so begränzt er mit dem Nagel seines Daumens den zum Einstiche bestimmten Ort, und hält ihn so lange fest, bis der Einstich gemacht worden ist. — Nun nimmt er den auf dem Holzschnitte Nro 3. nach Beschaffenheit der Lage des Wurms bey a und d bezeichneten Ort, seicht oder hoch, und mit dem bey b zugedrehten Schräubchen festgestellten Saugetrokar, in seine rechte Hand, so, daß der Kopf des Trokars auf dem obern Theile seiner rechten Hand in deren Mitte zu stehen kommt. Er schließt alsdenn die Hand dergestalt zusammen, daß der Zeigefinger und Daumen auf den Nro. 3. mit c bezeichneten Ort zu liegen kommen, die andern 3 Finger aber den mittlern Theil des Trokars festhalten. Hierauf setzt man den auf obige Art gefaßten Trokar, auf den mit dem Nagel festgehaltenen weichen Fleck, und stößt denselben, zwar senkrecht, doch etwas schräge gerichtet, bis an den auf dem Holzschnitte Nro. 3. mit c bezeichneten Ort, in das Gehirn ein; anjetzt dreht er das Schräubchen etwas auf, und zieht das mit Nro. 1. bezeichnete Stillet aus der Röhre heraus, und läßt die von dem Gehilfen festzuhaltende, und Nro. 2. bezeichnete Röhre in der Hirnhöhle stecken. Wenn die Durchbohrung

glücklich ausgefallen, und am rechten Orte geschehen ist, dann kommt das in der Blase enthaltene Wasser sogleich nach der Herausziehung des Stilets durch die Röhre herausgequollen; man wendet nun das Thier mit seinem Kopfe um, damit der Obertheil des Hirnschädels nach unten zu gerichtet, und die Wurmblase sammt dem in ihr vorhandenen Wasser durch die Wendung aus der Tiefe des Gehirns nach der Oberfläche getrieben werde, dasselbe auch einen bessern Ausfluß gewinnen möge. Gienge durch den Handgriff nicht alles heraus, so wird es vermittelst der Spitze Nro. 4. vollends an und ausgezogen. Sollte man allenfalls den rechten Fleck oder die Wurmblase nicht getroffen haben, so kann der Einstich mit dem Saugetrokar 5 bis 6mahl wiederhohlt werden, das Schaaf stirbt davon nicht, wie mehrere Versuche es bewiesen haben. — Wenn eine hinreichende Menge Wassers herausgekommen ist, so zieht man das Röhrchen aus der Hirnhöhle heraus, bindet dem Schaafe die Füße auf, und läßt es gehen. Man thut am besten, wenn man es in einen lüftigen Stall bringt, damit es der Sonnenhitze nicht ausgesezt ist. Den Obertheil des Kopfs befeuchtet man des Tages einigemahl mit lauem, oder auch mit gemeinem kalten Wasser, darunter zur Hälfte Essig gemischt worden. Die Kur eines solchen Schaafes durch erwähntes Instrument braucht keiner weitern Erläuterung. Der Druck im Gehirn hört auf, da die Wasserblase zusammenfällt; die Bandwürmchen ziehen sich zurück, und sterben, die Wurmblase schrumpft ein, und verhärtet sich in der Folge gipsartig. Sollte es denn nicht

Deko-

Oekonomen belieben, den Gebrauch des beschriebenen Gehirnsaugetrokars bey ihren Schäfereyen allgemeiner zu machen. Retteten sie unter 6 Schaafen nur eins, so wäre der Trokar bezahlt. — Dieses Instrument ist in Leipzig in Sachsen zu bekommen, und kostet sammt Stellschräubchen auf der Stelle 1 fl. 55 kr.

Wenn man aber fragen wollte, ob es denn nicht Mittel gäbe, das Drehübel in seinem ersten Entstehen zu verhindern, oder wenigstens vorzubeugen, daß man den Gehirnsaugetrokar entbehren könne? so dürfte eine Aderlaß hier keine üble Wirkung hervorbringen. Er müßte aber am Kopfe des Schaafes angebracht werden. Man weiß es durch Erfahrung, daß ein solcher Aderlaß bey erst angehenden Drehschaafen sehr heilsam ist, und das Uebel in der Geburt erstickt. Das Adergeflecht an der Wurmblase der Drehschaafe ist ganz mit Blut angefüllt. Vermindert man nun den Zufluß des Bluts im ersten Anfange durch einen Aderlaß, so wird dieß eine Ursache, daß die Bandwürmer die Nahrung verlieren und sterben. Ein doppelter Aderlaß, heute auf dieser, morgen auf der andern Seite des Kopfs, ist wirksamer und einfacher.

Aus dem gewöhnlichen inländischen Leinsaamen einen schönen langen und haltbaren Flachs zu erziehen, der an innerer Güte dem Liefländischen nichts nachgiebt.

Was die Behandlung des Saamens betrift, so ist hier folgendes zu bemerken:

1tens. Darf der zum Saamen bestimmte Flachs nicht eher gerauft werden, als bis der Halm völlig reif und gelb ist.

2tens. Muß der Stiel (Stängel) sowohl die untersten Blätter ganz, und an der obersten Hälfte dieselben größtentheils verloren haben.

3tens. Sollen auch die Knotten bereits eine gelblicht braune Farbe, und der darin befindliche Saamen die vollkommene Größe nebst bräunlicher Farbe haben. Hiebey ist jedoch zu untersuchen, ob theils ein nasser Saamen gewesen ist; denn bey nasser Witterung werden die Knotten bald braun, ohne daß sie ausgewachsenen und zur Besäung tauglichen Saamen enthalten, theils ob ein Mehlthau auf den Flachs gefallen ist, wodurch der Lein an den Spitzen ebenfalls braun wird, theils ob man sehr alten, oft gesäeten Leinsaamen auf das Feld gestreuet hat, weil von solchem Saamen die Knotten ebenfalls zeitig braun werden.

4tens. Muß der Flachs bey trocknem Wetter gerauft werden, weil sonst der beste Saamen in den Knollen durch Erhitzung verdirbt.

5tens.

5tens. Kann man es als ein sicheres Kennzeichen der Reife, und des vollendeten Wachsthums des Flachses annehmen, wenn der ausgeraufte in Wasser eingeweichte, und an der Sonne scharf getrocknete Flachs bey Probebrechen, nicht unter die Breche fällt, sondern der Bast seine völlige Festigkeit hat.

6tens. Darf der Flachs nicht auf dem Felde mit den Knoten in der Sonnenhitze getrocknet werden, sondern man muß den gerauften Flachs sogleich auf dem Felde aufbinden, in die Scheunen aufs Tenn, oder unter einen geebneten Schuppen bringen, und die Knoten abriffeln, das heißt, durch die eisernen Kämme ziehen lassen, weil sonst der in dem Knoten befindliche Saame in der Sonne zu schnell trocknet, und nicht seine vollkommene Reife erhält. Nach dem Riffeln hingegen wird der Flachs zum völligen Trocknen wieder aufs Feld gebracht, und dann vollends verdeckt.

7tens. Muß man die abgeriffelten Knoten auf der Tenne aus einander breiten, und öfters mit einem breiten weitzahnigen Rechen, oder Harken furchen, damit die grobe, und durch die Riffel gegangene Halme, woran gemeiniglich die Knoten noch stehen, von den Knoten abgesondert werden, weil der in jenen Knoten befindliche Saamen nur zum Oehlschlagen taugt.

8tens. Schüttet man die aus dem Graben rein gemachten Knoten in ein Aehren-Sieb, durchsiebt die ganzen Knoten nach und nach, schüttet

das im Siebe zurückbleibende weg, und die übrigen auf dem hintersten Platz auf der Tenne, damit sie, wie anderes Getreide gewurft werden können.

9tens. Man schaffe die gewurften Knoten in einen lüftigen Boden zum völligen Abtrocknen, und schüttet sie anfangs höchstens 6 Zoll hoch auf. Hier müssen sie in den ersten acht Tagen täglich mit einem Rechen durchzogen, oder umgewendet werden; in der zweyten Woche täglich einmahl, bis sie so trocken sind, daß man sie mit der Hand zerreiben könne. Sind sie endlich so trocken geworden, so kann man sie in einen oder mehrere Haufen zusammen stoßen, welche wöchentlich oder alle vierzehn Tage umgewendet werden müssen, damit die Mäuse keine Nester darinnen bauen, und die Knoten von der feuchten Luft nicht verderben. In diesem Zustande läßt man sie bis zum dreschen im Frühling liegen, weil der Leinsaame in den Knoten besser bleibt, als wenn er sogleich ausgedroschen wird. Hat ein Landwirth hingegen auf seinem Boden Platz genug, so ist es vielleicht besser, wenn er die Knoten zwey Jahre liegen läßt, ehe er sie ausdrischt; denn dadurch wird der Saame immer brauchbarer.

10tens. Muß man nach dem Dreschen und Wurfeln nicht allen Saamen zur künftigen Saat bestimmen, sondern nur den vordersten, welcher allemahl der vollkommste ist; der hinterste hingegen ist zum Oehlschlagen zu bestimmen. Sobald

dieser

dieser von jenem abgesondert worden ist, muß man ihn nochmahls durch seine Radensiebe, und darauf über die Leinklapper laufen lassen. Ein auf diese Weise behandelter und gereinigter Saame ist in Ansehung der Vollkommenheit seiner Körner, zwar dem ausländischen gleich, oft noch besser, aber nicht in Ansehung seiner Kräfte, guten Flachs hervorzubringen; denn diese muß er erst durch Ruhe erhalten. —

Viele Landwirthe lassen ihren Leinsaamen, wie anderes Getreide, auf dem Boden in Haufen liegen, allein es ist für den künftigen Flachsbau weit besser, ihn sogleich nach den Reinmachen in Tonnen zu schlagen, weil er da weniger Raum auf dem Boden einnimmt, und auch seine keimende Eigenschaft besser behält. Damit nun der in der Folge zu erbauende Flachs groß und lang wachse, und auch ein feines haltbares Bast bekomme, muß man deu Saamen zwey Jahre ruhen lassen, und ihn alsdann auf ein solches Land einsäen, welches zum Flachsbau schicklich ist. Z. B. Wer 1792 seinen inländischen Saamen nach vorstehenden Vorschriften behandelt, der muß ihn erst 1795 zur Saat brauchen, und 1793 entweder zweyjährigen Land = Leinsaamen von andern Oertern her kaufen, oder von seinem Lein, aber vollkommenen Saamen, noch einmahl säen, um das Geld für den abermahligen Einkauf des ausländischen zu ersparen; hingegen 1795 wird er schon aus seinem 1792 eingeärnteten Saamen bey nicht widriger Witterung guten Flachs erbauen, der bey Befolgung einer gleichen Ordnung jährlich an

Güte zunimmt. Wie übrigens die Güte des Flachslandes beschaffen seyn, und wie das Flachsland bearbeitet werden müsse, davon ist in den vorigen Bänden schon gehandelt worden. — Hier ist nur noch zu bemerken, daß jeder Flachsbauer alle 6 bis 10 Jahre mit seinem Saamen überhaupt wechseln, und ihn aus einer andern Gegend ziehen muß, weil dadurch nicht nur das Ausarten ganz verhütet, sondern auch die Güte des Flachses verbessert wird. Lebt daher ein Flachsbauer in Gegenden, welche sandigen Boden haben, so muß er seinen fremden, aber immer inländischen Saamen, aus keinen feuchten niedrig liegenden Gegenden, sondern aus trockenen erhabenen eintauschen, hingegen ein im Sandboden gezogener Leinsaame gedeihet in allen andern Lagen. Ganz besonders wird der Flachs verbessert, wenn man ihn aus den nördlichen Provinzen eines Landes in die südlichen verführt, und daselbst zum Anbaue benutzet.

Unter die Ursachen, warum so wenig zur Saat tauglicher Saamen erbauet wird, könnte man folgende nehmen: 1tens Läßt man den Lein auf dem Felde nicht gehörig reif werden, sondern rauft ihn, um bessern Flachs zu erhalten, größtentheils unreif aus; indem man glaubt, der Saame werde schon in den Knoten reif werden. Braun wird ein solcher, selbst zum Oehlschlagen schlechter Saamen, wohl, und erlangt ein reifes Ansehen, aber dieß ist eine Nachreife, und solcher Saame bringt schlechten Flachs hervor, der noch schlechter wird, wenn man ihn, ohne ihn ruhen zu lassen,

wieder

wieder säet. 2tens Säet man fast allen Leinsaamen, wo nicht jährlich, doch wenigstens ein Jahr um das andere, und eine solche Betreibung des Flachsbaues muß allemahl schlechten Flachs geben. 3tens nehmen die wenigsten Landwirthe beym Flachsraufen auf die Witterung sorgfältig Rücksicht, sondern raufen den Flachs öfters beym Regenwetter, wodurch die Saamenknoten dergestalt angefeuchtet werden, daß sie nicht ganz wieder trocken zu machen sind. Hiedurch geschieht es, daß der Saame sich in den Knoten erhitzt, schimmlich wird, und verdirbt. — Da die so eben angeführten Fälle entweder insgesammt, oder doch wenigstens der erste und zweyte fast allgemein begangen werden, so bleibt den Leinbauenden Landwirthen freylich keine andere Zuflucht übrig, als ausländischen Saamen zu erkaufen, um wenigstens gleich anfangs bessern Saamen zu haben, wenn sie sich mit der Verbesserung ihres eigenen Saamens nicht die Zeit und Mühe nehmen, sondern lieber jährlich bares Geld dafür ausgeben wollen. Man lasse aber ja nicht ausser Acht, den ausländischen Saamen mit gleicher Sorgfalt, wie den inländischen, zu behandeln, wenn er nicht ausarten soll.

H.

Von der rechten Zeit, den Dünger aufs Feld zu führen.

Die Frage, wann ist die rechte Zeit, den Dünger auszuführen? ist von der, wann kann man den Dünger ausführen? sehr unterschieden; denn

denn nicht immer, wenn die rechte Zeit ist, kann man den Dünger ausführen. Diejenigen Landwirthe, welche ihren alten Gebräuchen hartnäckig anhängen, und nichts auf nützliche Verbesserungen halten, düngen meistens nur 2mahl, im Juny, nach dem ersten Frühling, und im September zur Winterfrucht. Der kluge, fleißige, und arbeitsame Bauer hingegen, führt den Winter über den Dünger auf seine Brachfelder, damit er im Sommer weniger Arbeit hat, und sein Vieh bey der heissen Sommerhitze schonen kann.

Den Dünger auszuführen beym Ackerbau, ist ohne Zweifel eine der größten Künste, denn es erfordert genaue Kenntniß des Bodens, der Gewächse, die Dünger bedürfen, der Gegend, und anderer Umstände. —

Sollte der gut handeln, der seinen Dünger in den heissen Sommermonathen des Tags von den brennenden Elementen zertheilen, und in den kühlen darauf folgenden Nächten zusammen ziehen läßt, wie uns der Thau und der Geruch lehrt. Im Julius also auszuführen, möchte nicht ganz gut seyn.

2tens. Im September strohigten Mist auf das Winterfeld zu schaffen, wenn dieses Feld nicht schweren, thonichten Boden hat, ist ebenfalls gefehlt, weil sich dieser nicht abliegen, verfaulen kann, vom Pfluge auf Haufen geschoben wird, und mit der Erde sich nicht vermischen kann.

3tens.

3tens. Ueber Winter den Mist auf das Feld zu führen, hat das Nachtheilige, daß der Frost die düngende Kraft auszieht, und der Mist überhaupt zu lange auf der Oberfläche liegen bleibt. Ich glaube daher, daß im August, im spätern Herbste, und im Frühling die drey Zeitperioden sind, wo man, wenn man anders kann, den Mist ausführen soll. — August ist der Monat, wo alles am besten fault, und da es immer seinen Nutzen hat, wenn die abgeärnteten Felder sogleich umgepflügt werden: so sollte hier erst Dünger gefahren, dann eingepflügt werden. Wenn Tag und Nacht kühler werden, ist es am besten Dünger zu fahren. Nun ist zu beklagen, daß diese Regeln nicht in starken Feldern, wo gerade in diesem Monate die Erntefuhren fallen, ausgeführt werden können, sondern bloß in kleinen Feldern — in solchen Feldern, welche nahe liegen. Im spätern Herbst muß man im kältern Klima die Gersten Felder, und den im künftigen Jahr zu benutzenden Klee, mit Dünger überfahren, um den Frost abzuhalten, die Schaafzähne abzuweisen, und die Mühe, den Klee und die Brache im August zu überfahren, zu ersparen. Im Frühling endlich zu Somner- und Brachgewächsen.

Diese Vorschrift ist gar nichts neues mehr. Der alte Römer Kolumela, ein verständiger Mann, zeigte schon, daß man ehedem diese Zeit zur Düngung wählte, und in unseren Zeiten haben mehrere erfahrne Männer von der Richtigkeit dieser Grundsätze überwiegende Gründe angegeben. Ueberhaupt sollten Landleute immer den Rath fol-

gen,

gen, ihren Mist nicht so lange auf dem Felde liegen zu lassen, und ihre Mistbrühe (Mistjauche) besser aufzubewahren, so wie es endlich von nicht geringem Nutzen seyn würde, wenn jeder verständige Oekonom, über alle hier angeführte Regeln reif nachdenken wollte.

Da mitten unter dieser Vorlesung indessen schon der Abend eingebrochen war, so beschloß der biedere Emsig für heute seine Beobachtungen, und versprach in der nächsten Zusammenkunft der Versammlung den gänzlichen Schluß davon mitzutheilen.

Ende des fünften Bandes.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Le
[Becker]

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Becker, Rudolf Zacharias,

Noth- und Hülfsbüchlein oder lehrreiche Freuden- und Trauergeschichte der Einwohner zu Mildheim

Bd.: 5.

Grätz 1800

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- H 160 -5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11250764-7
VD18 80063527-001